

Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Danzig-Oliva

8. Jahrg.

Januar 1928

Heft 10



Wuhle

Verlag: Georg Stilke, Berlin NW 7

Preis: 1.25 RM, für Danzig 1.60 Danziger Gulden, für
Poln. Oberschlesien 1.75 Goldfranken, vierteljährlich 3.50 RM

Louis Schröder

Danzig, Große Scharmachergasse Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Potrylus & Fuchs)

Telefon 1658

Kunsthandlung

571]

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

==== Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten ====

Die großen Prozesse der Weltgeschichte

von *Henri-Robert*

Mit einem Vorwort von

Rechtsanwalt Dr. Max Alsberg

Die Halsbandgeschichte — Der Tod des Herzogs
von Enghien — Die Marquise von Brinvilliers —
Cartouche — Der Prozeß der Maria Stuart.

284 Seiten, 16 Abbildungen

Geheftet RM. 6.—, in Ganzleinen gebunden RM. 7.—

Von der meisterhaft fesselnden Darstellung der „Großen Prozesse der Weltgeschichte“, die aus der Feder Henri-Roberts stammt, bringt die deutsche Ausgabe eine Auswahl der interessantesten Fälle. Vorangeschickt ist der deutschen Ausgabe eine Einleitung von Rechtsanwalt Dr. Max Alsberg, die über den kulturhistorischen Hintergrund der Fälle aufklärt und sie zugleich nach der kriminalpsychologischen und staatsphilosophischen Seite auswertet.

ZU BEZIEHEN DURCH JEDE BUCHHANDLUNG

GEORG STILKE, Verlagsbuchhandlung, BERLIN NW 7, Dorotheenstraße 65

Deutscher Geist im Osten

Sammelbuch deutscher Dichter
Herausgegeben von Carl Lange, Oliva bei Danzig
Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“

Groß-Oktav, 177 Seiten, 37 Abbildungen, Text und Abbildungen auf Kunstdruckpapier
in Ganzleinen gebunden RM. 3.—

Dieses Buch vereinigt die hervorragendsten Vertreter ostdeutscher und deutscher Dichtung und Kunst. Es wird uns ein eindringliches Bild von dem kulturellen Leben des Ostens gegeben. Von den Mitarbeitern seien nur erwähnt: Friedrich Waltherr Bischoff, Martin Dörmann, Alfred Brust, Hans Frank, Walter Harig, Walter von Molo, Franz Thieß, Armin L. Wegener, Paul Zsch. Wer den Geist der Ostmark vernehmen und ihren Sinn erfahren will, der greife zu diesem Buch.

Harzbuch von Carl Lange

Mit 18 Steinzeichnungen von Berthold Hellingrath (In Quart-Format)
Preis in Leinen gebunden RM. 7.—

Oft schon ist der Harz in seiner Schönheit und Eigenart in Wort und Bild erfasst worden. Und doch ist und bleibt es immer wieder die Sehnsucht der Menschen, von der Fülle des eigenen Erlebens anderen zu geben. So wurde der Harz dem ostdeutschen Maler Berthold Hellingrath zu tiefem Erlebnis. Was er auf seinen Wanderungen sah, was ihm als das malerisch Wertvollste und Charakteristischste dünkte, was Augen und Seele des Künstlers bewegten und gestalteten, ist hier gesammelt und will den Fernstehenden in harmonischer Verbindung von Bild und Wort anregen, die Schritte in den Harz zu lenken, will dem Einheimischen und Bewohner, der es im alltäglichen Sehen oft vergißt, zeigen, wie reich und schön seine Heimat ist. Den Text schrieb der Dichter Carl Lange, der bekannte Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“. Was Hellingrath als Maler erlebte, hat Lange als Lyriker erfüllt. Zusammen mit dem Maler führt er uns vom Broden nach Schierke, Goslar, Ilseburg, Wernigerode, Blankenburg, Quedlinburg und Halberstadt. Stimmungsvolle Bergbilder, die steinerne Renne, Nebelschwaden, die Harzquerbahn, Regenstein und Rosttrappe sind nicht vergessen.

Die Zoppoter Waldoper

von Carl Lange, Oliva

Auf Kunstdruckpapier, 55 Seiten, 13 ganzseitige Szenenbilder
Mark 1.50

Die Zoppoter Waldoper, welche sich aus bescheidenen Anfängen zu künstlerischer Höhe entwickelt hat, ist ein Beweis, daß die Natur durch nichts ersetzt werden kann. Unvergleichliche Bilder und Stimmungen schaffend, sind die Aufführungen in den vergangenen Jahren nicht nur den tausenden Zuschauern, sondern auch den beteiligten Künstlern und Dirigenten bis hinab zum einfachsten Bühnenarbeiter zum tiefen Erlebnis geworden. So entstand der Gedanke, diese Stimmen und Urteile zu sammeln, um zu zeigen, wie hier ein jeder am Quell der Natur neue Kraft für sich und sein künstlerisches Wirken geschöpft hat. Liebe und Verständnis für die Waldoper zu erwecken und zu festigen, Richtlinien für die weitere Entwicklung zu weisen und den Freunden die liebgewordene Erinnerung zu beleben, ist der Zweck dieses Buches.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch den Verlag
Georg Stille, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 7



Auch im
Hallenspiel
ist der
deutsche
Phoenix
TENNISBALL
erprobt
und bewährt



Er ist der Ball,
den der gute Spieler bevorzugt;
der allen Ansprüchen gerecht
wird und das Spiel zu einem
besonderen Vergnügen macht

Der Deutsche *Phoenix* Tennisball
enttäuscht Sie nicht, Sie tun gut, ihn zu wählen

Harburger Gummiwarenfabrik *Phoenix*
Harburg a. d. Elbe

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen
Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Danzig-Oliva

8. Jahrgang

Januar 1928

Nr. 10

Norddeutsche Stadttore

Von Karl Demmel

Als Ausdruck der Würde, Kraft und Wehrhaftigkeit mittelalterlicher Städte galten die Befestigungen derselben. Eine Stadt baut ihre Tore prunkvoller und fester dabei wie die andere; eine andere wieder verziert ihre Mauern, zieht zwei und noch mehr Wälle und Gräben darunter. Diese schlanken und doch wuchtigen Tore waren leiggekrönte Ausgeburt der Spätgotik. Sollten das repräsentieren, was an Bürgerstolz und Mannhaftigkeit derbfäustiger Männer hinter dem Mauerkranz zu finden war. Das an sich klobige Backsteinmaterial wurde manchmal wie spielend zu den Monumentalbauten verwandt. Und jedes Stadttor sollte seine eigene Sprache reden, redet sie auch heute gar mächtig, wo wir für die gotische Kultur mehr Bewunderung denn je haben, wenn wir an sich auch keiner Neugotik etwa nachstreben wollen.

Da stehen die Stadttore zum großen Teil noch heute an der alten Peripherie der Bürgeransiedlungen. Ueberdauerten Jahrhunderte und Generationen. Mit schlichtesten Mitteln wurden sie verziert. Manchmal pfeift jach der Wind durch oben krönendes, steinernes Gewitterwerk, oder der Regen klatscht gegen die rund- und spitzbogigen Blenden in den Mauern. Zwischen scharf profilierten Steinfriesen, in Aushöhlungen, haben sich Vögel ihr Nest errichtet. Vielleicht vererbten sich auch diese Vogelnester von Geschlecht zu Geschlecht.

Manchmal scheint es den Toren wohl selbst so, als seien sie im modernen Zeitalter überflüssig geworden, ständen dem Verkehr im Wege — aber solange als irgend möglich behaupten sie ihre Plätze, und immer wieder unternehmen die Kunstgelehrten Wallfahrten zu ihnen, wovon sie nachher hochgelehrt erzählen, so daß das Tor selbst nicht verstehen kann, daß es soviel tektonische Gesetze in sich birgt.

Die Städte haben vielfach an Macht und Ansehen verloren. Denn diese norddeutschen bewehrten Nester zuweilen saßen im Rat der Hanse ehemals und trumpften auf ihr Recht. Und die Tore selbst haben vielfach nur an äußerlichem Ansehen verloren, ihre rotbraune Farbe von einst geht langsam ins Graue über. Das Wetter bohrt und peitscht und näßt und zerfriszt. Zu neuer Macht gerufen, würden diese stolzschlanken Kolosse sofort und gern wieder ihre alte Kampferprobtheit zeigen wollen, wenn es sich um die Abwehr stürmender Troßknechte handeln sollte, die noch mit Spieß und Hellebarde kommen. Die Tore kennen ja nicht die mörderischen, alles bis auf den Grund schleifenden Kanonen der Neuzeit. Ging es in alten Kampf, würde solch müde gewordenes Stadttor noch einmal auffjauchzen. Denn damals ist niemand so recht Zwinger eines solchen von Menschen wimmelnden Schildes gewesen. Jawohl, die Stadttore waren die Schilde im Streit! Gerade der deutsche Norden weist soviel wuchtige Befestigungsanlagen auf. Das an sich im Verhältnis reizlose Land wurde so oft von soviel Scharen bitter umkämpft. Man müßte alte Kriegsgeschichten aus wurmstichigen Truhen ausgraben, um chronikenhast genau zu erzählen. Man müßte auch das Recht einer Stadt gegen das Unrecht der anderen abwägen, da die benachbarten Kommunen sich auch oft genug um Kleinigkeiten bekriegten. Manchmal auch nur des Ruhmes wegen: die unbesiegbare und festeste Stadt im Gau zu sein. Ein Stück nordischer Dickhädeligkeit prägt sich typisch aus. Denn verkennen wir es nicht, daß das Steile und Strebende der Gotik an sich etwas von dem berechtigt nach oben strebenden Wesen der Menschen und Städte dieser Zeit ausdrückt. Es war die Zeit, da sich das Bürgertum auf seinen eigenen, innerlichen Wert besann.

Und wandern wir durch das, was Niederdeutschland heißt, dahin, durch Ostpreußen, durch die Mark Brandenburg, durch Pommern, Mecklenburg, Hannover, da finden wir sie noch stehen, diese untrüglichen Zeugen der ehernen, glanzvollen Zeit deutscher Städtebaukunst des Mittelalters. In vielen Büchern hat man die Gesichte der Tore, Türme und Kirchen abgebildet, hat sie durch das begleitende Wort belebt, hat ihre Bauweise zergliedert in Epochen und zerlegt in baukünstlerische Einzelheiten.

Und all diese Tore wirken ohne Ausnahme stolz und majestätisch. Sie müßten sprechen können, sie wären die beste und zuverlässigste Stadtchronik. Sie würden berichten, wie manchmal die Landsknechtstrummel vor den eichenen Portalen dumpfte. Kaiserliche und Schweden kamen; überhaupt hat die Reformation die Kriegsscharen durchs Land getrieben: Hier Papst! Hier Luther! Hier alles gleich: nur Plünderung um jeden Preis. Schwere Reiterpallasche schlugen ans Holz. Böllerkanonen schickten Steinkugeln

dagegen. Das Thor ächzte vor Schmerz in den Sugen, wankte aber nicht. In den Rathhäusern traten die Senatoren zusammen, um zu beraten, ob man den Truppen Durchzug gewähren sollte. Manchmal öffnete solch Thor gastlich seine Flügel, zum Dank dafür wurden die Frauen und Mädchen im Nest geschändet. Durch manches ritt stolz der Sieger ein, durch manches wurden Gefangene unbekanntem Schicksal entgegengeführt. Heryn gingen darunter her zum letzten Gang, zum prasselnden Scheiterhaufen.

Und immer wieder klang von neuem die Trummel. Die Tore wankten nicht, zogen vor keinem Feldherrn ihre Kappe, wie es die Bürger tun mußten.

Die Stadttore erzählen aber auch Behäbiges. Erzählen, daß zur geruhamen Zeit des Biedermeier die gelbe Postkutsche ins Städtchen gewackelt kam. Erzählen von verschrobenen Torschreibern, von jauchzenden Hochzeitspaaren, die darunterher ihren Weg nahmen. Erzählen, daß Gefangene zwischen den Mauern verdursteten und verhungerten, daß Handwerksburschen mit blutendem Herzen sich von der Liebsten rissen und wandern mußten.

Da drehen sich noch quietschend auf manchem die Wetterfahnen. Man zieht den Hut vor euch, ehrsame Gesellen, ihr Stadttore Norddeutschlands.

Spatensfiche

von Bernhard v. Hindenburg

Wenn der Menschen Dornenkrone zwar aus Dornen geflochten ist, so ist es doch eine Krone.

Die Suchenden sind Ihm näher als die, die glauben gefunden zu haben.

Die Menschenseele ist wie ein Buch mit uralten Sprüchen, wer aber kann sie ergründen.

Vor Altären knien macht reicher, als auf Thronen sitzen.

Wer erkannte, daß er am Strom des Lebens stand, und wer sein Fließen erschaute, der grämt sich nicht um den Augenblick.

Das Leiden der Menschen ist in Sand geschrieben, über den die Woge der Zeit hinweggeht.

Aus Schmerz gräbt man Gold, aus Freude Silber.

In jedem Menschen steckt der Wunsch nach einem gelobten Lande, das er nicht erreichen darf.

Die großen Sorgen sind die Flügel, die uns über die Kleinlichkeiten des Lebens heben.

Aus dem Paradiese wird man nicht vertrieben, man befreit sich daraus.

Um Größe zu ahnen, muß man selbst Größe in sich haben.

Manche wissen, daß sie blind sind, die meisten wissen es nicht.

Vorgeschichtliche Burgen in Westpreußen

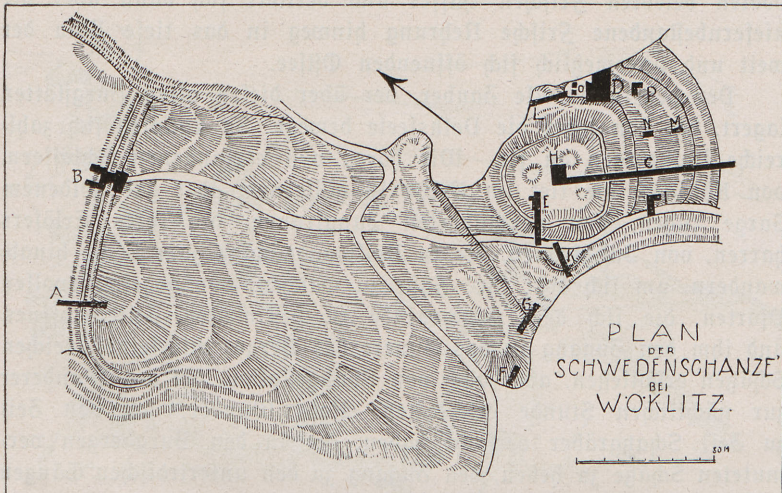
Von Professor Dr. Ehrlich

Mit einem Plane und 2 Abbildungen
nach Originalzeichnungen von Bruno Schmialek-Elbing

Kein Geringerer als May von Schenkendorff war es, der vor mehr als hundert Jahren die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes auf die große Gefahr hinlenkte, die der Marienburg, diesem erhabensten Denkmal des Deutschtums in den Ostmarken, drohte. Im Jahre 1803 erhob er in der Berliner Zeitung, „Der Freimütige“, einen flammenden Protest gegen die weitere Zerstörung des altehrwürdigen Schlosses. Durch sein von vaterländischer Begeisterung getragenes Vorgehen, wurde er in gewissem Sinne der Vater der modernen Denkmalpflege. Denn sein Ruf verhallte nicht ungehört, und schon bald begannen die Wiederherstellungsarbeiten an der Marienburg, die, bis zum heutigen Tage noch nicht völlig abgeschlossen, das stolze Bauwerk in seiner alten Pracht und in geschichtlicher Treue wieder erstehen ließen. Aus der Zeit der Romantik heraus wurde das Interesse für die alten Burgen geboren, und es hat seit dieser Zeit nicht mehr nachgelassen. Sie bildeten das Ziel für Wanderfahrten, sie wurden von den Dichtern besungen, sie boten den Malern willkommene Motive, und gern ließ man den Zauber ihrer malerischen Ruinen auf sich wirken, fühlte man sich aus der grauen Oede des Alltags in die sagenumwobenen Zeiten des Rittertums, des Minnegefangs zurückversetzt. Nicht nur die Marienburg, sondern auch andere Burgen wurden wiederhergestellt, und sie wurden zum Teil Mittelpunkte nationaler Erhebung. Das gilt in gleicher Weise für die Wartburg im Herzen von Deutschland, wie für die Marienburg in seinem ständig bedrohten Osten.

Doch das Interesse für die alten Burgen bekundete sich fast stets nur insofern, als es sich um solche aus der Ritterzeit handelte, die aus Stein oder — im Osten besonders — aus Backstein erbaut waren und noch in ihren Ruinen die einstige Schönheit ihrer architektonischen Formen erkennen lassen. Weniger achtete man auf jene meist versteckt liegenden noch älteren Burgen, die einst nur aus Holz und Lehm erbaut, nach ihrer Zerstörung nur noch als Ring- oder Abschnittswälle auf den sogenannten Burgwällen kenntlich sind. Sie finden sich besonders in Nord- und Ostdeutschland und sind einst von den Slawen und den alten baltischen Preußen zum Schutze ihres Landes gegen das von Westen und auch von Norden wieder vordringende Germanentum erbaut worden. Sie sind Zeugen einer Vergangenheit, über die nur spärliche Nachrichten aus geschichtlichen Quellen vorliegen. In Ostpreußen allein

sind noch über vierhundert solcher Burgwälle vorhanden, und wie viele mögen im Laufe der Jahrhunderte schon durch den Pflug und durch Wegebauten zerstört sein. Im Volksmunde werden sie entweder kurzweg als „alte Burg“ bezeichnet oder als Schloßberge, Hünenberge, Schwedenschanzen; seltener haben sie einen besonderen Namen, wie die Tolkemita bei Tolkemit, Kreis Elbing. Sie liegen meist an Stellen, die schon durch ihre natürliche Lage gegen feindliche Angriffe besonders geschützt erscheinen, entweder auf steinabfallenden Ufervorsprüngen oder auf einsamen Inseln der zahlreichen ost- und westpreussischen Seen oder auf Plateauabschnitten, die durch die



Plan der Schwedenschanze bei Wöklitz

Vereinigung von zwei nicht selten bis zu sechzig Meter tief eingeschnittenen, von Bächen durchflossenen Schluchten gebildet werden.

Gerade der Umstand, daß diese Burgwälle an so schwer zugänglichen Stellen liegen und daher für die Ackerkultur oft kaum verwendbar sind, hat es mit sich gebracht, daß so viele von ihnen in ihrer äußeren Formen gut erhalten sind. Aber ihre versteckte Lage ist zugleich der Grund, daß die meisten von ihnen seit Jahrhunderten einen Dornröschenschlaf tun und daß nur selten der Fuß eines Wanderers sie in ihrer Ruhe stört, eines Wanderers, der dann freilich meist überrascht ist über die majestätische Schönheit der romantischen Schluchtenbilder oder der gewaltigen, umfassenden Rund- und Weitblicke, die sich von ihrer Höhe aus dem entzückten Auge darbieten. An solchen Stellen zeigt sich ganz besonders die landschaftliche Schönheit unserer altpreussischen Heimat, die ja bis

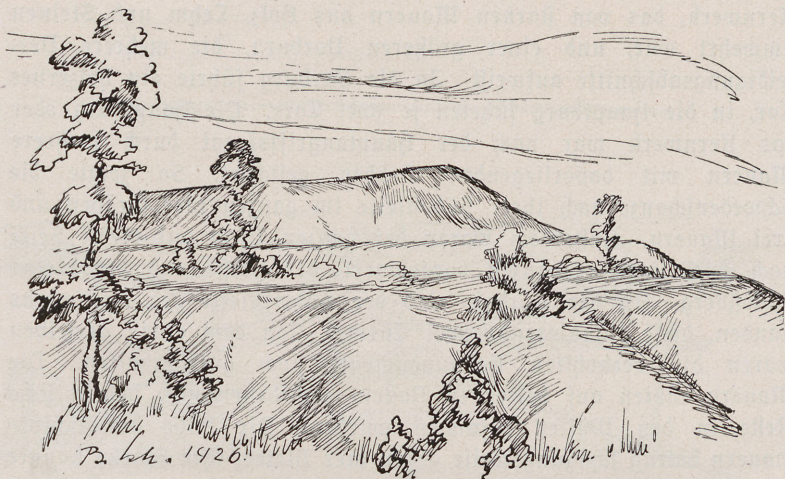
vor kurzem, ehe die Kriegsnot die Aufmerksamkeit nach Ostpreußen lenkte, den deutschen Brüdern im Reiche noch so gut wie unbekannt war, in der sie nichts vermuteten von weitausgedehnten, waldbestandenen Schluchtengebieten, von waldumkränzten, still träumenden Seen. Zeigt mir im ganzen Reiche einen Blick von so erhabener Schönheit, wie man ihn z. B. von dem Burgwalle bei Lenzen, dem Großen Hünenberge, oder von den Rehbergen im Gebiete des dem ehemaligen Kaiser gehörigen Rittergutes Tadinen genießt, wo an der Stelle einer heute vorhandenen Klosterruine einst auch ein Burgwall lag! Von hier schweift das Auge über bewaldete, tiefe Schluchten hinweg nach der weiten Fläche des von zahlreichen Segelbooten belebten Frischen Haffes und verliert sich dann über die kiefernbestandene Frische Nehrung hinweg in das tiefe Blau der weit und unermeslich sich öffnenden Ostsee.

Der geheimnisvolle Zauber, der über diesen alten Burgstätten lagert, hat von jeher die Volksseele bewegt. So knüpfen sich zahlreiche Volkssagen an sie. Wir hören von versunkenen Schlössern, von Königen, die tief im Berge in gläsernem oder gar goldenem Sarge ruhen, von verzauberten Jungfrauen, die ihres Erlösers harren, von Jungfrauen, die in Vollmondnächten zum Bache hinabwandern, um sich dort ihre Füße zu waschen, von geheimnisvollen Pforten, die sich dem Glückskinde zu bestimmten Zeiten öffnen und ihm den Zugang in das Innere des Berges mit seinen reichen Schätzen erschließen, aber auch von Spukgestalten, die den Wanderer zur nächstlichen Stunde erschrecken. Kein Wunder, daß von Zeit zu Zeit Schatzgräber versucht haben, die in den Burgbergen vermuteten Schätze zu heben, den Zugang zu den unterirdischen Gängen zu finden, von denen die Sage berichtet.

Auch die Heimatforschung hat sich viel mit den Burgwällen beschäftigt. Aber da nur wenige geschichtliche Ueberlieferungen vorliegen, so beschränkte man sich meistens darauf, die oberirdischen Reste der alten Ring- und Abschnittswälle zu vermessen und zu beschreiben, aus den auf der Oberfläche oder auch gelegentlich in der Tiefe gefundenen Scherben und anderen Gegenständen auf die Zeit ihrer Entstehung zu schließen und die sich an diese Stätten knüpfenden Sagen zu sammeln. Ueber ihre eigentliche Bedeutung aber war man in der Regel lediglich auf Vermutungen angewiesen. Man sah in ihnen entweder — und das war die überwiegende Ansicht — Fliehburgen der alten Preußen bzw. in den von Slawen in der jüngsten heidnischen Zeit besiedelten Gegenden solche der Slawen, oder die befestigten Wohnsitze der Könige bzw. Häuptlinge oder schließlich auch befestigte Kultstätten. Für die letztere Annahme sah man eine Bestätigung in dem Umstande, daß in der Tat auf manchem dieser alten Burgberge in christlicher Zeit eine

Kapelle oder eine Kirche erbaut worden war, was den kirchlichen Gebräuchen in anderen Gegenden durchaus entsprach.

Nur durch den Spaten konnte hier Klarheit geschaffen werden. Aber eine Burgenausgrabung erfordert wegen der notwendigen gewaltigen Erdbewegungen auch erhebliche Mittel, und an solchen fehlte es lange, weil ein Verständnis für den hohen Wert solcher wissenschaftlichen Ausgrabungen an den maßgebenden Stellen noch nicht vorhanden war. Nachdem aber die deutsche Siedlungsforschung zunächst in Westdeutschland durch die großartigen Ergebnisse der Ausgrabungen am Limes Romanus ihren Befähigungsnachweis erbracht hatte, war auch die Zeit für die Erforschung der vor-



„Die Tolkemita“ bei Tolkemit, Kreis Elbing
Blick auf die Vorbefestigungen und die Hauptburg

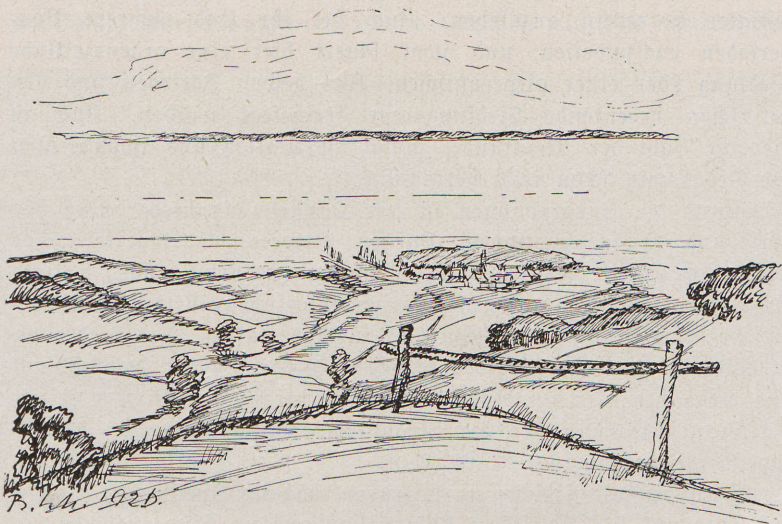
geschichtlichen Burgwälle gekommen. Meister der Ausgrabungstechnik, wie Geheimrat Schuchhardt und Professor Göze in Berlin, untersuchten in den letzten Jahrzehnten eine größere Zahl von Burgwällen in Mittel- und Norddeutschland und trugen viel zur Kenntnis ihrer einstigen Bedeutung und ihrer ursprünglichen Anlage bei. Und auch im Osten unseres Vaterlandes hat die planmäßige Erforschung der vorgeschichtlichen Burgwälle seit einiger Zeit eingesetzt. In Schlesien haben mehrere größere Burgenausgrabungen stattgefunden, und in den letzten Jahren ist auch Ostpreußen an die planmäßige Untersuchung seiner vorgeschichtlichen bzw. frühgeschichtlichen Burgen herangegangen. Dank der Bewilligung der erforderlichen Geldmittel durch die Provinzial- und die entsprechenden Kreisbehörden, durch den Universitätsbund

Königsberg, durch die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und auch durch die Elbinger Altertumsgeellschaft konnten bisher von dem Verfasser zusammen mit dem Königsberger, jetzt Berliner Universitätsprofessor Dr. Ebert im Kreise Elbing drei Burgen untersucht werden, und im Kreise Marienwerder hat der Verfasser zusammen mit Studienrat Heym mit der Ausgrabung einer weiteren Burg begonnen.

Die Untersuchung dieser Burgen hat schon zu recht erfreulichen Ergebnissen geführt. Die beiden größeren Burgen, die sogenannte Schwedenschanze bei Woekliß und die Tolkemita bei Tolkemit, beide im Landkreise Elbing, waren starke Verteidigungsanlagen der alten Preußen. Sie bestanden aus der kleineren Hauptburg, dem Kernwerk, das von starken Mauern aus Holz, Lehm und Steinen umwehrt war, und einer größeren Vorburg, die mehrere Verteidigungsabschnitte aufweist. In die Vorburg führte ein hölzernes Tor, in die Hauptburg führten je zwei Tore. Die Hauptburg oder das Kernwerk war nach der Hauptangriffsfront durch mehrere Mauern mit davorliegenden Gräben gesichert. So zeigte die Schwedenschanze nach ihrer Südostseite im ganzen vier Gräben und drei Mauern. Außerdem waren der ganzen Burg auf dieser Seite noch zwei starke Schanzen vorgelagert, der große und der kleine Schloßberg. An der Nordost- und der Südwestseite des Kernwerks standen, diese flankierend, zwei Türme. Von dem einen derselben waren die verkohlten Holzfundamente noch gut erhalten. Die Mauern ruhten auf hölzernen Kisten, von denen noch beträchtliche Reste in den Wällen gefunden wurden. Die Höhe der Hauptmauern betrug schätzungsweise gegen vier Meter, ihre Stärke konnte auf drei Meter festgestellt werden. Die Schwedenschanze bildete mit dem großen und kleinen Schloßberge zusammen jedenfalls das ehemalige „Castrum Weclize“, von dem der Ordenschronist Peter von Dusburg berichtet, daß es im großen Preußenaufstande (1260 bis 1275) von den Ordensrittern verteidigt und nach erbittertem Kampfe von den alten Preußen erobert und zerstört worden ist. In der Tal zeigten die Ausgrabungen das Bild einer durch Feuer vernichteten Burg. Meterhoch lagerte der Schutt der verbrannten Holz- und Lehmmassen, vermischt mit Steinen, in den einstigen Burggräben. Die Schwedenschanze hatte eine Längenausdehnung von über 250 Metern; einschließlich der beiden Schloßberge dehnte sich das Burggelände über 1 Kilometer aus. Abgesehen von den starken Mauern und Türmen bildeten auch die steilabfallenden Schluftenränder einen wirksamen Schutz für die Verteidiger.

Die Tolkemita zeigte in ihrer Anlage und in der Konstruktion der Mauern und der Türme große Verwandtschaft mit der Schwedenschanze. Doch liegen bei ihr zwei Bauperioden vor. Nachdem die

erste Burg, eine ostgermanische Anlage der frühesten Eisenzeit, durch Feuer zerstört worden war, wurde das Burggelände in der Völkerwanderungszeit aufgeschüttet und eine neue Burg gebaut. Ueberall hoben sich in den Profilen die beiden Bauperioden deutlich ab. Ein sehr glückliches Ergebnis war es, daß durch einen gewaltigen Einschnitt in den 7—8 Meter hohen Ostwall noch ein großer Teil der einstigen Mauer freigelegt wurde. An dem Haupttor wurden noch die steinernen Seitenfundamente vorgefunden. Spuren einer Benutzung dieser Burg ließen sich bis in die jüngste heidnische Zeit nachweisen.



Blick von der Tolkemita auf Tolkemit,
das Frische Haff und die Frische Nehrung

Die dritte der untersuchten Burgen liegt auf dem sogenannten Schlangenberge bei Meislatein, Kreis Elbing. In diesem Dorfe und in seiner Nachbarstadt ist nach den Ergebnissen der jüngst erfolgten Ausgrabungen die Stelle des durch den Bericht des nordischen Seefahrers Wulfstan bekannt gewordenen Handelsplatzes Truso zu suchen. Das Truso der Wikingerzeit (etwa von 800 n. Chr. ab) war an einer Stelle erbaut worden, wo in der römischen Kaiserzeit und auch schon in vorchristlicher Zeit eine germanische Siedlung bestanden hatte. Aus allen drei Perioden sind hier Wohnhäuser aufgedeckt worden, die ersten germanischen und altpreußischen in Ostpreußen. Entsprechend den auf den untersuchten Burgen gemachten Beobachtungen, handelt es sich hier auch um Schwellenbauten. Ein Pfostenhaus war bisher noch nicht

nachzuweisen. Die Grundrisse sind viereckig, in den germanischen Häusern fanden sich sehr regelmäßig gebaute kreisförmige Steinsockel für Herde, die an eine der Wände angelehnt waren. Auch die kleine Burg bei Meislaiten war über einer solchen germanischen Siedlung erbaut worden. Sie war aber jedenfalls nur ein besetzter Wachtposten, und der weite Blick, den man von ihr über das ganze Gebiet des einst viel größeren Drausensees hatte, der durch den Elbingfluß mit dem Frischen Haff und der Ostsee in Verbindung stand, machte sie dazu auch sehr geeignet.

Die Burg auf dem Schloßberge in Unterberg, Kreis Marienwerder, ist wohl nach den bisherigen Ermittlungen als ein besetzter Herrensitz anzusehen. Auch bei ihr sind mehrere Bauperioden nachzuweisen, und zwar lagert hier eine ordenszeitliche Siedlung über einer altpreußischen. Aus beiden Perioden sind bisher schon bedeutende Siedlungsreste freigelegt worden. Auch ist hier die Zahl der Kleinfunde, zumal an Waffen und Hausgeräten der Ordenszeit, schon recht beträchtlich.

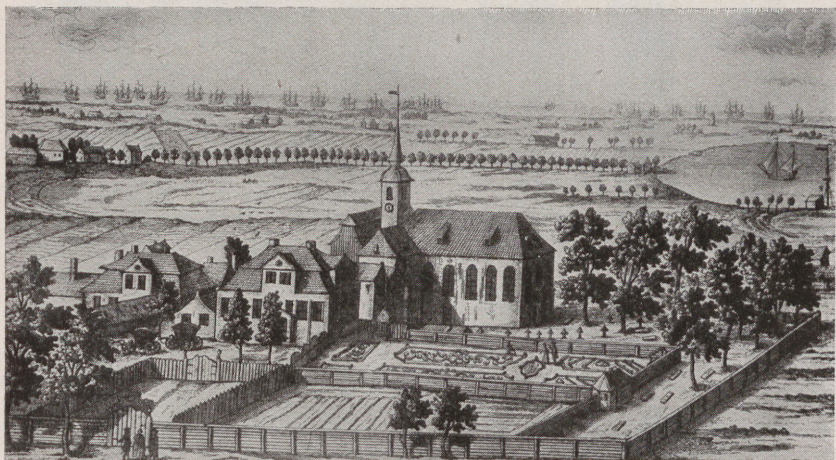
Durch die Ausgrabungen ist das Dunkel, das bisher über den vor- und frühgeschichtlichen Burgen Altpreußens lagerte, schon wesentlich erhellt worden. Es steht zu erwarten, daß weitere Grabungen, für die hoffentlich die erforderlichen Mittel nicht ausbleiben werden, noch viel Material für die Kultur- und Siedlungsverhältnisse in dieser Periode bringen werden, in der Vorgeschichte und Geschichte hier im Osten aneinander grenzen. Ist doch gerade die Burgenforschung für die Siedlungsforschung von ganz hervorragender Bedeutung.

So ist es mit Freuden zu begrüßen, daß im April 1927 in Kiel auf Anregung der Baltischen Kommission und im Einvernehmen mit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft eine Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der nord- und ostdeutschen vor- und frühgeschichtlichen Wall- und Wehranlagen gebildet worden ist. Dadurch wird die ganze Burgenforschung auch für unsern Osten auf eine breite, sichere Basis gestellt.

Alte bürgerliche Gartenkunst in Danzig

Von Irmela Linberg

Mit dem Worte „Gartenkunst“ verbindet sich im allgemeinen die Vorstellung weiter Anlagen und ausgedehnter Schloßgärten, wie sie früher an den Fürstenhöfen Europas bestanden haben und zum großen Teil auch recht unverfehrt in unsere Zeit hinübergerettet worden sind. Man denkt an Nymphenburg und Schönbrunn, an Versailles und Sanssouci und hat damit das Bild des architektonischen Gartens großen Stils vor sich, zu dem, so scheint es, geschnittene Hecken und Baumfiguren, kunstreiche Blumenparterres, Pavillons, Gartenskulpturen und dergleichen als die wesentlichen

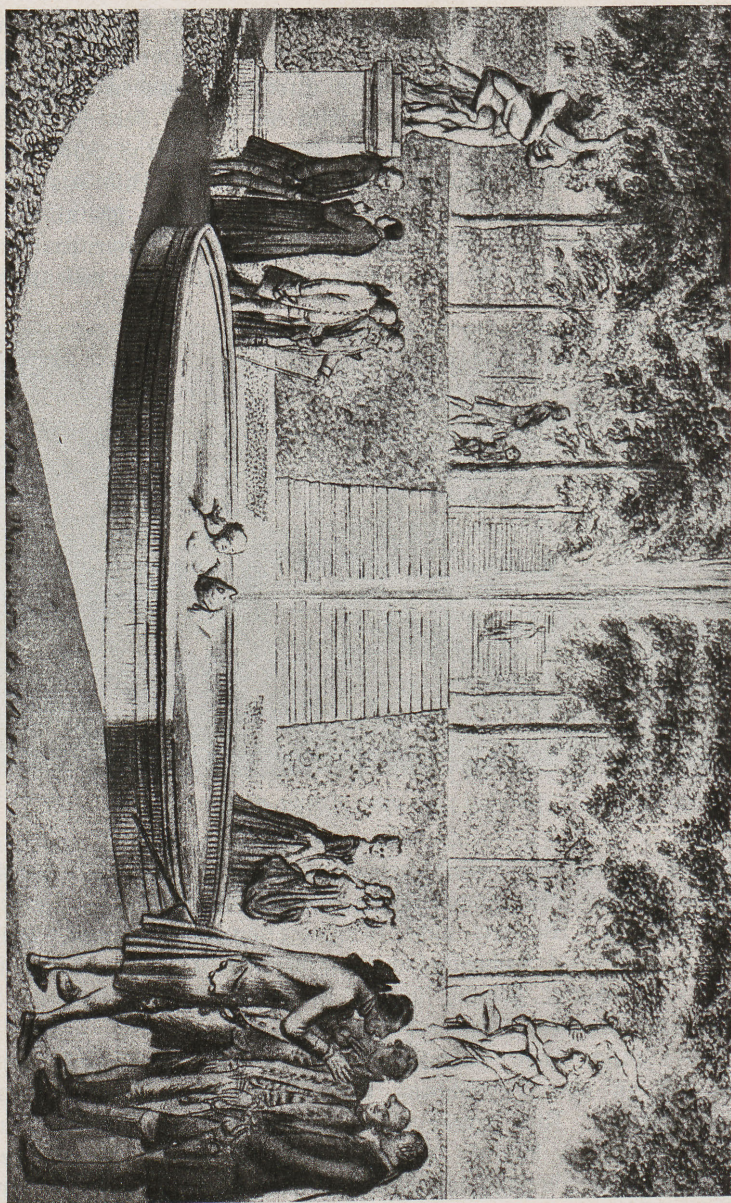


Hospital „Zu allen Gottes Engeln“

Nach M. Deisch

Merkmale gehören. — Andererseits meint man, daß diese für die großen Gärten zwar notwendigen Gestaltungsmittel für kleinere, bürgerliche Anlagen nicht in Frage kommen können. Dieses ist eine auch unter Fachleuten weit verbreitete Ansicht; und daß sich hieraus mancherlei Folgen für die praktische Gartengestaltung der Gegenwart ergeben, liegt auf der Hand.

Wie falsch diese Auffassung ist, wird jedoch deutlich, wenn man sich in eine Betrachtung bürgerlicher Gartenkunst früherer Zeiten vertieft. Und gerade die Anlagen im alten Danzig und seiner Umgebung können als Musterbeispiel hierfür dienen, denn von jeher war Danzigs wirtschaftliche Entwicklung und die damit zugleich wachsende kulturelle Bedeutung unabhängig vom Reichtum fürstlicher Häuser und allein auf die Tüchtigkeit und den lebendigen Sinn der Bürgerschaft gegründet. Daß die alten Danziger



Im Stollenburggarten

Zeichnung von Samuel Eshobowitch

aber eine ganz überraschende Vorliebe für Gärten gehabt haben und aus dieser Liebe heraus oft zu hervorragenden Gestaltungen gekommen sind, ist nur wenig bekannt.

Dieses in eingehender Untersuchung nachgewiesen und anschaulich dargestellt zu haben, ist das Verdienst des Architekten Dr. Hans Reichow¹⁾. Mit großem Fleiß und tiefem Verständnis für die Sache ist von ihm eine wertvolle Sammlung von Plänen, Konstruktionen, alten Bildern und literarischen Dokumenten zusammengetragen worden. In sinnvoller Weise durch Aufnahmen des Verfassers ergänzt, ergibt dieses Material in der anschaulichen Erläuterung des Buches eine lebendige Entwicklungsgeschichte bürger-



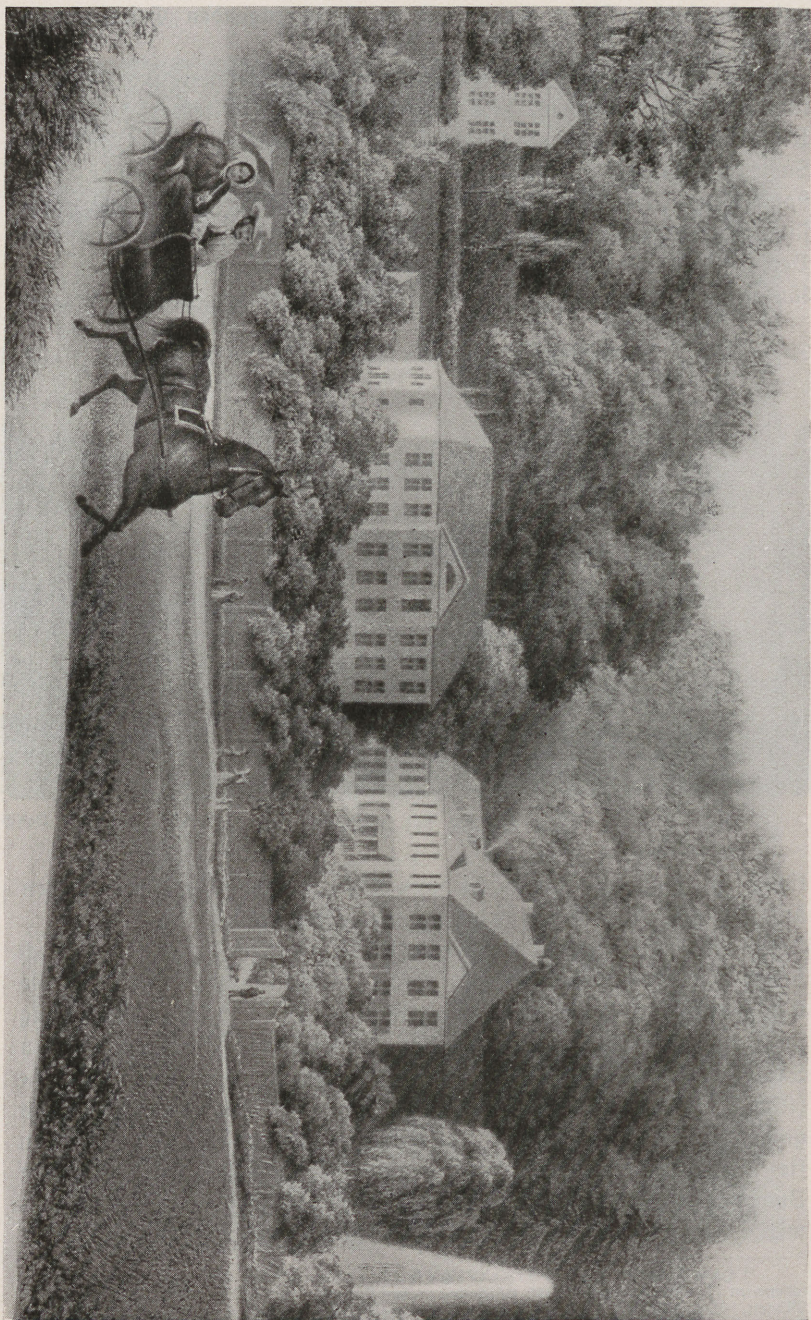
Die Gegend bei Heiligenbrunn

Nach M. Reichow

licher Gartenkunst, die nicht nur den Fachmann, sondern jeden kulturgeschichtlich interessierten Menschen fesseln muß.

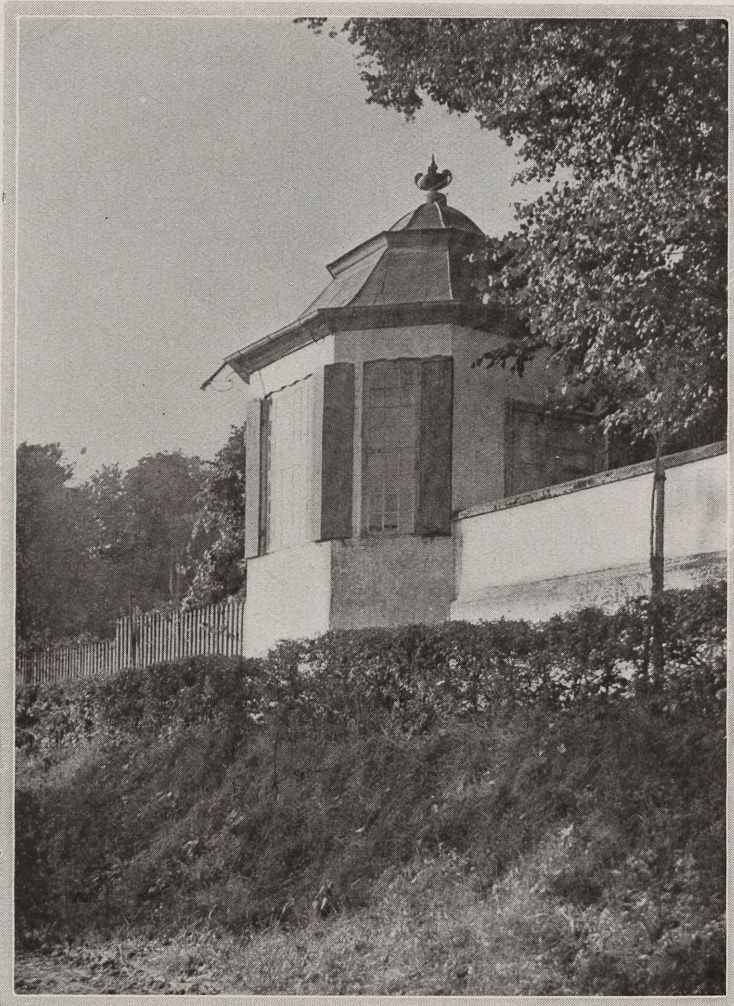
Insbesondere aber wird der Freund Danzigs durch dieses Buch berührt werden. Ist es doch so, als würden einem erst hier die landschaftlichen Reize und Kostbarkeiten der Danziger Umgebung so recht zum Bewußtsein gebracht. Hören wir, wie Johanna Schopenhauer, des Philosophen Mutter, die Pelonker Höfe (Abb. 4 bis 7) und ihre herrliche Aussicht auf die Danziger Bucht gezeichnet hat: „In einiger Entfernung voneinander erbaut, lehnen sie mit ihren zum Teil recht grandiosen, von uralten, herrlichen Buchen und Rüstern umschatteten Gartenanlagen an den ebenfalls mit großen, ehrwürdigen Bäumen prangenden Anhöhen, welche

¹⁾ Hans Reichow. Alte bürgerliche Gartenkunst. Ein Bild des Danziger Gartenlebens im 17. und 18. Jahrhundert. 67 Seiten großen Formats mit 108 Bildern, Zeichnungen und Plänen. Berlin-Westend: Verlag der Gartenschönheit, 1927. Brosch. 4.—RM, Halbl. 5.—RM, Leinen 6.—RM. — Diesem Werke sind mit freundlicher Erlaubnis des Verlages auch die den vorliegenden Ausführungen beigegebenen Abbildungen entnommen.



Edopenbauerhof (Ritter Pelonker Hof)

den Saum eines bis in Kaschuben hinein sich erstreckenden Waldes bilden. Feld und Wald, die Halbinsel Hela mit ihrem Leuchtturm, die offene See, die Reede mit aus blauer Ferne heransiegelnden Schiffen, der Hafen, der diesen als erwünschtes Ziel sich eröffnet, der in die



Gartenpavillon im zweiten Pelonter Hof

Ostsee sich ergießende Weichselstrom mit der Festung Weichselmünde an seinem Ufer, die ganze reich angebaute Umgegend, die über die hohen Wälle der Stadt hervorragenden, noch weit höheren Türme, alles dieses zusammen aus den Fenstern dieser etwas hoch liegenden

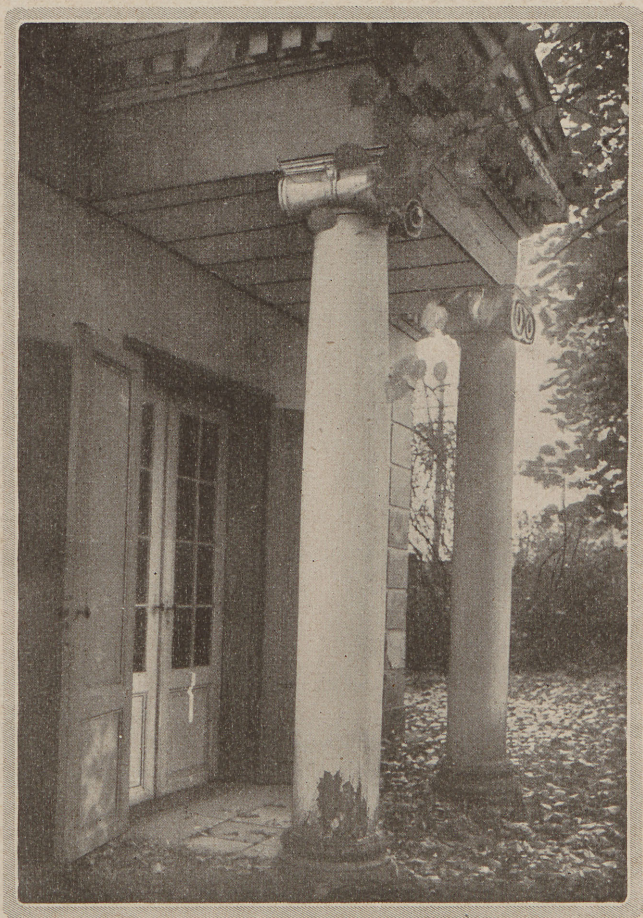
Häuser gesehen, gewährt eine der reichsten und entzückendsten Aus-
sichten, die ich kenne; sie alle waren das Eigentum durch Wohl-
habenheit sich auszeichnender Familien und wurden während der
Sommerzeit von diesen bewohnt.“



Blick in den Laubengang vom Gartenpavillon des zweiten Pelonker Hofes

Eine besonders eingehende Beschreibung ist dem zweiten Pelonker Hof mit seiner ebenfalls hervorragend schönen Aussicht gewidmet: Vom Säulenvorbau aus hat man freien Blick über den zu Füßen liegenden Garten bis aufs Meer. Der in sich geschlossene

Garten findet darin seinen Zusammenhang mit der Unendlichkeit der Natur wieder, ein in der Barockzeit immer wiederkehrendes Moment. Vom Hauptsaum des Gartens führt unten an der Straße ein breiter Heckengang zum achteckigen Teehäuschen, einem architektonischen Kabinettstück des Rokoko (Abb. S. 745). Die sich in der

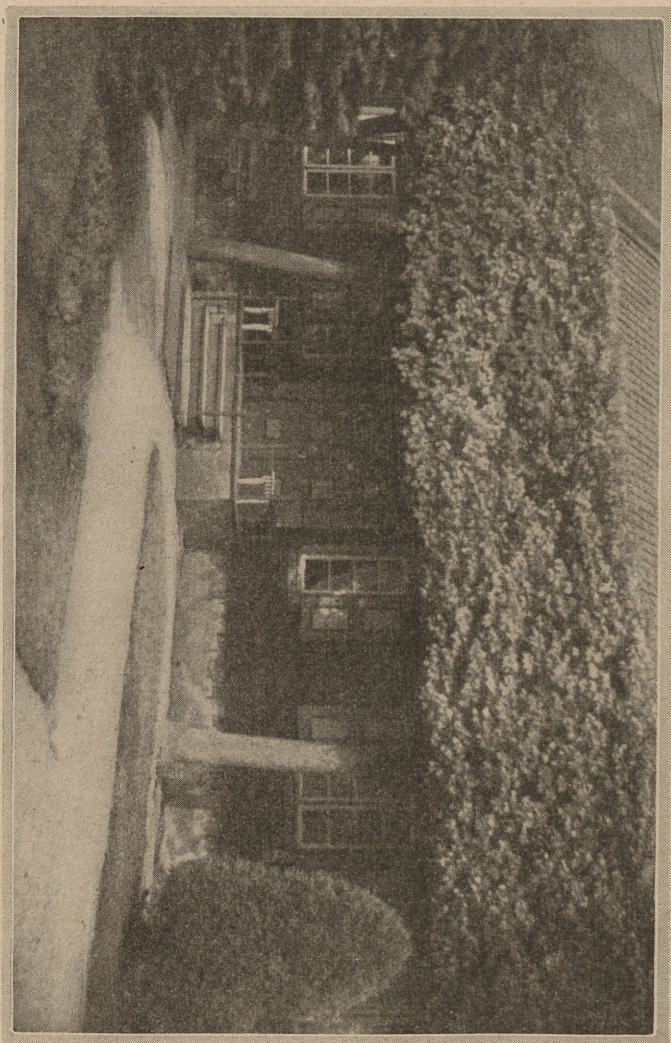


Gartenhaus im ersten Pelonker Hof

äußeren Form dieses Pavillon offenbarende spielerische Eleganz steigert sich noch in der reich stückierten Decke des Innenraums, von dem sich eine zweite Tür in einen rechtwinklig anschließenden Laubengang öffnet (Abb. S. 746). Nichts ist bezeichnender für das starke räumliche Empfinden barocker Gartenkunst als die Ausbildung dieser seitlichen Laubgänge. Während sie nach außen hin

in einer bis zum Erdboden herab dichten Buchenhecke geschlossen sind, öffnen sich ihre inneren Lindenreihen, die das schattige Dach des Laubenganges bilden, arkadenförmig dem Parterre zu. Dort findet das Auge Anregung und Freude an der bunten Pracht der

Gartenfeste eines Oberbauhofes in Stadenau



Teppichbeete, der anmutigen Plastik oder dem ewig geschwätzigen Spiel des Wassers, das in einer Mittelfontäne, um die sich kreisförmig am Rande des Bassins acht kleinere gruppieren, hoch emporspringt und perlend wieder ins Becken herabfällt. Die vier Springbrunnen umgebenden Sandsteinfiguren behandeln in ihrer

Darstellung der vier Jahreszeiten das neben dem „Raub der Sabinerinnen“ wohl beliebteste Thema der Barockplastik. Sie stammen offenbar vom Danziger Bildhauer Meißner, dem gleichen, der auch die Plastik im Rottenburgschen Garten schuf (Abb. S. 742).

Nach einer eingehenden Schilderung der bürgerlichen Landhausgärten, der Klosteranlagen, Gast- und Bauerngärten in den Danziger Werdern kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß alle diese Anlagen aus dem gleichen Geiste und unter denselben Gesichtspunkten geschaffen wurden. Bezeichnend für sie ist eine ausgesprochen räumliche Gestaltung und Geschlossenheit aller, zum mindesten aber der in der Nähe des Hauses gelegenen Gartenteile, die mit diesem eine Einheit, gewissermaßen eine Erweiterung des Hauses in Freilichträumen, bilden sollten. Ferner ihre Verbindung mit der Außenwelt durch Heckeneinschnitte, klare Gitter oder über die Mauer hinauslugende Gartenhäuser. Und schließlich die streng architektonische Gliederung, die den alten Danziger Bürgergärten ihre behagliche Wohnlichkeit verlieh.

Der zweite Teil des Buches behandelt ausführlich die Gestaltungsmittel jener Gartenanlagen: Einfriedigung, Gartenparterre, Plastik, Baum- und Heckenschnitt, Laubengang, Allee, Terrasse und Treppe, Boskett, Naturtheater und Labyrinth, Wasserkunst, Orangerie, Grotte und Gartenhaus. Durch das ganze Werk aber zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke, daß die landläufige Auffassung, architektonische Gartengestaltung wäre nur bei ganz großen Anlagen des Barock und Rokoko möglich gewesen, eine irrige sei, da gerade im Hinblick auf die historischen Danziger Gärten — vom kleinsten bis zum größten — sich eine durchaus strenge Bildung nachweisen läßt.

Für das Wiedererstarren einer gesunden neuzeitlichen Gartenkunst, die augenblicklich sehr im argen liegt und gleichsam noch im Suchen ihres Stils begriffen ist, kann diese Erkenntnis von weittragender Bedeutung werden. Möge das geschichtliche Danziger Beispiel nun durch ein auch in der Ausstattung vorbildliches und überraschend billiges Werk allgemein zugänglich gemacht, kräftig zu dieser Entwicklung beitragen und damit aufs neue seinen Anteil an deutschem Kulturschaffen beweisen.

Das Winterkleid des ostmärkischen Waldes

Von Friß Braun

Sagt in jedem Jahr fechten in unserer Ostmark das mildere Seeklima des Westens und der harte Winter Osteuropas erbitterte Kämpfe aus. Bald dringt jenes siegreich vor, bald gelingt es den Frostriesen des Ostens, unsere Heimat für sich zu erobern.

Da tragen denn auch unsere ostmärkischen Wälder abwechselnd zwei grunderschiedene Winterkleider. Das eine ist mattgrün und zeigt hier die Farbe der Fichtennadeln, dort die des wuchernden Moooses; dabei sieht es ganz so aus, als triefte es von Feuchtigkeit. Das andere glänzt schneeweiß und ist mit unzähligen, blitzenden Diamanten besetzt. So verschieden diese Gewänder auch sind, beide stehen dem Wald unserer Ostmark trefflich zu Gesicht.

Gebe ich euch den guten Rat, am nebligen Wintertag einmal rasch entschlossen in unsere ostmärkischen Sumpfwälder hineinzuwandern, wie wir sie im Geferich-Gau, im seedurchblitzten Masurenland finden, und dabei lieber der Waldschneise und dem Pfade der Holzfäller als den breiten, wohlbeschotterten Heerstraßen zu folgen, so werdet Ihr mich im ersten Augenblick vielleicht auslachen, als mutete ich euch etwas ganz Seltsames zu. Aber ich sage euch, wäret Ihr wie ich Jahr und Tag in den grünen Tiefen dieser Wälder daheim gewesen, so würde euch dieser Vorschlag sicherlich nicht befremden. Ihr wüthet dann ebensogut wie ich selber, daß ein versonnenes Menschenkind nirgends besser mit sich selber Zweisprache halten kann als im ostmärkischen Wald, wenn sich die Nebelschleier eines milden Wintertages tiefer und tiefer auf den alten Fichtenhorst, den erlenumfriedeten Landsee hinabsenken.

Draußen auf der Felderflur gibt es alleweile dies oder das zu sehen. Nun rollt ein Gefährt auf dem Landweg daher, und gleich darauf kommen krächzende Krähen über die Stoppeln geflogen. Dann leert sich wohl die Schule im nächsten Dorf, und allerlei junges Volk verteilt sich über die Dorfmark, das sich laut und vielgeschäftig der eben errungenen Freiheit freut.

In den Tiefen des alten Hochwaldes bleibst du dir selber überlassen. Nun wanderst du auf schmalem Waldweg zwischen Haselbüschen, die von dem lichten Raum unter den Kieferstangen Besitz ergriffen. An jeder Blattknospe hängt ein perlender Wassertropfen. Die leuchten und blitzen nur so, wenn jemals für einen Augenblick — doch wie selten geschieht das jezt — ein schräger Sonnenstrahl das Moospolster auf unserem Wege in Bronzeglanz aufglimmen läßt.

Die alte Eiche am Kreuzweg trägt noch ihren vollen Laubschmuck, nur hat sich dessen dunkles Grün in sattes Braunrot verwandelt. Zieht der Wode durch den Wald, dann braust und

rauscht es in der Krone, dann knistert und kracht es, als ob dort allerlei Spuk sein Wesen triebe. Heute regt sich in dem hohen Gewölbe kein Blättchen, und vergebens bemühen wir uns, den ganzen Baum mit einem Blick zu umspannen, denn seine Spitze ragt schon hinein in das Nebelreich, dessen Grenzen uns verschlossen bleiben.

Nun baut es sich zu beiden Seiten des Weges hoch empor, Fichte neben Fichte, so dicht aneinandergereiht, daß nicht die kleinste Lücke bleibt. Da bemächtigt sich unser eine eigene Schwermut. Möchten wir doch glauben, dieser schmale Weg zwischen den himmelhohen Mauern führe geradeaus ins Reich der Ewigkeit; wir schreiten still, als folgten wir einem unwiderstehlichen Zuge, damit wir dort Rechenenschaft ablegen über unseres Lebens Ziel und Inhalt.

Es gibt Menschen, zu denen wir niemals von dem Kleinkram des Lebens, den tausend Nichtigkeiten des Alltags zu sprechen wagten. Sie brauchen nur ihr ernstes Auge prüfend auf uns zu richten, dann fragen wir uns schon bange, was wir eigentlich dazu taten, um unsere Seele mit jenem Ernst zu füllen, der das Leben zur Ewigkeit macht. In dieser ernsten, großen Natur ergeht es uns ganz ähnlich. Die hohen, ernsten, schweigenden Bäume scheinen uns zu fragen: „Gehörst du auch wirklich zu uns? Bist du fähig, ganz dir selber und deines Lebens tiefstem Sinn zu leben, gleich in Wesen und Willensart, ob der Lenz lacht oder die Winternacht dämmert, ob die Drossel singt oder der Kauz mit dem Wintersturm um die Wette heult?“

Dem sinnenden Kinde werden wohl einmal unvergeßliche Glücksstunden zuteil, da seine träumende Seele mit den Genien aller Dinge zusammenzufließen scheint, daß ihm jedes Gefühl eines gesonderten Daseins schwindet. Glücklich der Mann, dem Gleiches einmal im dämmerstillen Hochwald seiner Heimat widerfahren ist! Der Lärm der Städte und das Wirrwesen des Alltags vermögen uns gleiches „Hochgezite“ nicht zu bieten.

Doch was ist das? Haben wir das Ufer des Waldsees schon erreicht? Wäre ich ein Schelm, so könnte ich auch heute von seiner Größe allerlei Wunderdinge berichten, denn schon, fünfzig, sechzig Schritt vom Ufer baute der Nebel seine graue Mauer auf, die kein Menschenauge durchdringen möchte. Keine Welle kräuselt seinen stillen Spiegel; die hohen Fichten sind so nahe an das Gestade herangetreten, daß selbst das Uferweidicht bescheidenlich zurückbleiben mußte. Sogar das sperrschäftige Rohr meidet die Nachbarschaft der hoheitsvollen Baumgestalten.

Wie weit sich die Fläche des Sees auch dehnen mag, jetzt gewinnen wir davon keine Vorstellung; dort, wo die Nebelwand auf-

wogt, beginnt das Geheimnis, und der winzige Raum, den sie von dem Gewässer freigibt, kommt uns vor wie ein eng und sicher umfriedetes Gehäuse. Wäre ich ein Maler, so zauberte ich an diesen Strand wohl ein hochragend Schiff, von dessen Bord der greise Nordlandskönig die Hand zum Abschied hebt, schweigend und wehmuthsvoll, wie es sich ziemt vor der Reise in das Niemandland, ins Nichtsein, zu der Burg der Hel.

So erdrückend ist dies Schweigen, daß wir ordentlich befreit aufatmen, als ein helles Geräusch an unser Ohr tönt. Auf dem nahen Waldweg klappern Hufe, rollen Räder; scharfer Peitschknall, frischer Zuruf durchbrechen die tiefe Stille. Aus dem weltfernen Nichtsein sind wir wieder in die Welt der Lebenden zurückgekehrt. —

Wie anders muten uns diese Plätze an, wenn wir vier Wochen später dieselben Stätten aufsuchen! Goldener Sonnenschein liegt auf der blinkenden Schneedecke, und die hohen Fichten stehen im weihnachtlichen Schmuckkleide gar festlich da.

Da regt sich auch allüberall frisches, fröhliches Leben. Von Ast zu Ast jagen einander die Eichhörnchen, hell fauchend in verfrühter Brunst. Im Nadeldickicht singen die Wintergoldhähnchen ihr feines Lied, und die wetternde Amsel kann sich gar nicht über die Frechheit Reinekes beruhigen, der sie am Grabenrand überraschen wollte. Heut sieht der Buchenhag fast feierlicher aus als der mit Neuschnee bepuderte Fichtenhorst. Weißlichgrau schimmern die mächtigen Säulenschäfte der alten Rotbuchen in der trockenen Winterluft, aber in ihren Astgewölben schlägt kein Fink, singt kein Laubvogel sein weiches, süßes Minnelied. Ist es nicht, als raunten uns die alten Bäume zu, wir sollten sie nicht stören in ihrer tiefen Ruh', es sei doch gar nicht mehr solange, bis Anemonen und Leberblümchen bunte Teppiche bilden, auf denen wir leichten, federnden Schrittes zu dem Anberg emporsteigen können?

Am meisten werdet ihr euch aber wohl über den Waldsee wundern. Wo damals der Weg ins dunkle Reich der Hel zu führen schien, schimmert die beschneite Eisdecke, flimmert die durchsonnte Winterluft, und am fernen Ufer leuchtet der kahle Laubwald in einem wundervoll zarten Braun, über das hier und da und dort veilchenblaue Lichter gleiten.

Aber in all dem Sonnenlicht, in all dem Glanz vergessen wir doch der stillen Stunde nicht, da uns der neblige Wintertag in seinem wundersamen Bann hielt. Und ohne daß wir es wollen, tönt von unserer Lippe des Dichters Wort: „Die Nacht ist tief; ist tiefer, als der Tag gedacht!“ —

Justus

Eine Erzählung von Willibald Köhler

Justus kam von einer Mutter her, die eine gütig-stille Magd war, und einem jener kleinen, im Amte ebenso zerquälten, wie daheim unausstehlichen, pflichtveressenen Beamten; der wie Abraham seinen Isaak den eigenen Sohn dem Pflichtgebot geopfert hätte, auch wenn nur einer jener nur zu bekannten Götter auf Erden es hätte ausgehen lassen. Dieser Mann hatte seinen ältesten Sohn Justus geheißt, weil er die Gerechtigkeit für sich und alle ersehnte, die zu verwirklichen es ihm aber an der dazu erforderlichen Kraft und Größe gebrach.

Seinen Sohn im Gebrauche dieser Tugend hervorragend zu üben, ward in einer dem Aeltesten nachgeborenen zahlreichen Familie genügend Gelegenheit geschaffen, indem Justus zum Hüter der jüngeren Geschwister von frühe an vom Vater bestellt wurde. Einer besonderen Erziehung aber zu dieser Tugend hätte es bei der Veranlagung des Jungen gar nicht bedurft.

Nicht Salomo hätte gerechter sein können, wenn es, bei der Armut der Eltern ein seltenes Fest, etwas Gutes unter den Geschwistern zu verteilen gab, und gewiß behielt Justus, wenn überhaupt einen, so den kleinsten Teil; hätte weiser und milder Urtheil sprechen können, wenn es einen Streit unter den ewig in Händel verwickelten Kleinen zu entscheiden gab.

Zu strenger Erfüllung noch mancher anderer Pflichten hatte der Vater ihn angehalten, so daß dem Knaben frühe Selbständigkeit und scharfes Pflichtbewußtsein zur Natur wurde, die aber die von der Mutter ererbte Güte vor Entartung in Altklugheit und Kleintyrannentum bewahrte. Justus blieb bei allem ein stiller Träumer. Die Güte sprach beredt aus seinen warmen, bis auf den Grund des Herzens offenen Augen, und ihre Blicke, die oft lange ineinander ruhten, waren eine lebendige Brücke zwischen Mutter und Kind, auf der die mannigfachsten, unausgesprochenen Gefühle, Gedanken und frommen Wünsche herüber- und hinüberwechselten, so daß beide davon an Herzensfülle gediehen.

Als Justus dann zur Schule ging, zeichnete er und las er viel, soweit er der Bücher habhaft werden konnte. Wenn der Vater ihm für geringes, meist nur von seiner übergroßen Strenge so erkanntes Vergehen Züchtigung zudachte, dann war ihm das Entsetzen vor des Vaters straffschwangerer Hand, das sich in einem ungeheuer schmerzlichen Zucken seines reinen Kindergesichtes verriet, mehr Pein, als die Schläge selbst, denn nie sah ihn der Vater danach weinen. Alles dieses waren Zeichen, die den künftigen Geistigen verrieten.

Als aber die Schulzeit um war, da dachte der Vater immer wieder an die dem Ältesten Nachgeborenen, von denen er, der kein Unterscheidungsvermögen besaß, in seiner kleinlichen Gerechtigkeit keines hintanzusetzen gedachte. Bei dem lächerlich kleinen Einkommen blieb ihm nur die Wahl, den Jungen entweder gleich ihm einen Beamten werden oder ihn ein Handwerk, das ihn schnell zum Geldverdienen brachte, erlernen zu lassen. Eingedenk der Enge seines eigenen amtsbeschwerten Daseins und andererseits des goldenen Bodens, den der Volksmund dem Handwerk zusprach, war sein Entschluß rasch gefaßt; wie er überhaupt als Mann von Grundsätzen das Leben am kürzesten mit Sprichwörtern abmachte.

Also gab er Justus zu einem handfesten Meister in einer der Stadt nahbenachbarten Kleinstadt in die Lehre. Die Meister in den großen Städten, sagte er, seien mehr Kaufleute als Handwerker, und bei ihnen könne man kaum noch etwas Tüchtiges lernen. Darum gäbe er Justus lieber in das Städtchen in die Lehre. So bekomme er auch einen kleinen Vorgesmack von Fremde, bevor sie ihn ganz dem Elternhause entreiße und mit härteren, kälteren Händen anpacke. Ein kleines Taschengeld wurde ausbedungen und daß der Junge alle Sonnabende rechtzeitig am Nachmittage über den Sonntag heimdürfe. Justus blieb auch gleich da.

Der Meister war ein gutherziger Mann, der mancher Weisheit neben dem Schuhemachen kundig war. Die eindringlich hinter den Brillengläsern hervorlugenden Augen waren wachsam, und wenn er sich unterhielt, beugte er sich weit zum Sprechenden vor, als könne er so das erhaschen, was gewöhnlich noch hinter den Worten der Menschen herging.

Und Justus hätte es auch nicht befriedigt, und er wollte es auch nicht glauben, daß das Leben nur zum Machen ganz gewöhnlicher Schuhe da sei.

Aber das grenzenlose Reich der Träume stand ihm ja offen. Dorthin wanderte er, so oft es eben anging, aus. Die schönsten Träume spann er um das, was ihm zur Zeit am nächsten lag; um Schuhe. Von einem goldenen Stollen in verwunschenen Felsenschlössern hatte er gelesen. Den Eingang dahinein sollten nur solche finden, die reinen Herzens waren. Da wollte er sich schon hingetrauen. Wie aber zu solchem Felsenschlosse hinfinden? Dazu bedürfte es eben ein Paar besonderer Schuhe, deren Spitze nach einem solchen Wunschschlosse wies. Wenn er solche Schuhe sich einmal bauen könnte und glücklich hingeriete, dann hätte die Armut der Seinen mit einem Schlage ein Ende. Er müßte einmal Umschau halten, am besten von einem hohen Punkte aus, der die Grenzen für das Auge weiter in das Land hinausrückte, wo ein solcher Goldstollen

liegen könnte. Weit sehen konnte er schon, denn er hatte gute und ahnungsvolle Augen.

Da war denn der Sonnabend, wenn er ersehnt heran kam, jedesmal ein hohes Fest, und er dachte, wenn die Sonne seine Schuhe beschien, daß er in goldenen Schuhen heimliefe und man nach so heiligem Orte, wie dem Herde der Mutter, überhaupt nur auf goldenen Schuhen reisen dürfe. Und der Weg führte ihn durch einen hohen Bergwald.

Da stand auf einer Lichtung nahe dem Kamme eine Fichte, die ihren Wipfel noch ein Stück über die höchsten Bäume hinaufhob. Er nannte sie auch bald die Stollenwarte. Dort hinauf kletterte er und sah mit Späheraugen in das weitoffene Land bis dahin, wo das Grenzgebirge es in den Himmel hob. Nicht lange, so hatte er an einer für seine Begriffe von Ferne sehr weit fortliegenden, bis hinauf bewaldeten Berglehne einen Felsvorsprung entdeckt, der die Form eines schmalen Hochhauses mit flachem Dache hatte. Dort, meinte er, und nirgends anders müsse sein verzaubertes Schatzhaus sein. Dorthin werde es ihn schon noch einmal führen, wenn er die Schuhe danach anhaben würde, wenn ihm ein Bart anwüchse und sein Herz sich also ermanne, daß es die Stimme der Mutter, die ihn jetzt immer vom Baume herunter und heimzurufen schien, für die einigen reizigen Tage, die das Waldwandern wohl in Anspruch nehmen würde, übertönte. Von der Fichte lief er dann gewöhnlich etwas eiliger, um die versäumte Zeit nachzuholen.

Nur bei einem Bilde an einem sehr stillen Waldplaze hielt er noch einmal kurze Zeit, das von des Künstlers Hand die heilige Mutter darstellte, die ihr Kindlein auf die Stirn küßte, wie auch die seine ihn einst allabendlich vor dem Einschlafen geküßt hatte. Darunter stand nur: „Das Bild“.

Diese heilige Mutter hatte dasselbe schmerzliche Lächeln, wie die seine, das er an ihr beobachtet hatte, als der Vater zu ihrem letzten Geburtstage wie immer mit leeren Händen vor ihr erschien und nach einem: herzlichen Glückwunsch! ihr versicherte: ein Geschenk? kaufen könne er keins und selber machen auch nicht; aber sie hätten es bis zu diesem festlichen Tage mit Gottes Hilfe wieder einmal geschafft, ohne Schulden ehrlich vor der Welt dazustehen, und das sei wohl das schönste Geschenk.

Aber die Mutter hatte stets jedem zu seinem Geburtstage eine selbstverfertigte Freude zu verschaffen gewußt. Sie war immer heimlich fleißig, wenn Mann und Kinder schliefen.

Den Knaben hatten die Worte des Vaters tief geschmerzt. Und er beschloß für sich, wo er doch etwas zu verdienen beginne, der Mutter zu ihrem nächsten Geburtstage etwas zu schenken. Er hatte das Rechte bald gefunden: eine Abschrift dieses Bildes sollte

es sein, damit er ihr zeige, wie heilig er sie halte; denn sagen konnte er es ihr nie so recht. Am Liebsten hätte er es selber abgemalt. Aber es ging ihm nicht in die Hand, so oft er auch, nachdem er dem Bilde die schuldige Ehrfurcht erwiesen, auf der Bank davor sitzend versuchte, es im Sande abzuzeichnen, und dann hatte er auch nicht die Farben, die dazu gehörten und hätte sich ihrer auch nicht zu bedienen gewußt. Zu seiner freudigen Bestürzung aber hatte er das Bild eines Tages ganz klein in einem Schaufenster in der Stadt in einem goldenen Rähmchen gesehen, schüchtern den Preis erfragt und gefunden, daß er es genau für einen Wochenlohn vor dem Geburtstag würde kaufen können.

Wie aber sollte er den Vater umgehen, der ihn, wenn er heimkam, jedesmal den Wochenlohn abnahm?

Zu Haus flüchtete er, wenn er alle der Reihe nach an sein vor Freude höher schlagendes Herz gedrückt hatte und der Hausabend zu Ende ging, noch einmal in eine stille Ecke abseits von den andern, so daß sie nichts merkten. Dort freute er sich seines Geheimnisses von dem Stollen und den Stiefeln, und sie wußten alle nichts davon, und wie reich er sie vielleicht alle einmal werde machen können.

Nur die Mutter mußte eines Tages auf der Augenbrücke in ihn so tief hineingelangt sein, daß sie seine Gedanken und Träume las; denn sie lächelte ihn an und drohte: „Justus, Justus! Du wirfst uns noch einmal auf ein Paar selbstgebauten Zauberstiefeln davonlaufen!“ — Da schreckte er aus seinen Träumen auf, besann sich auf das Wort der Mutter, das ihn schmerzte, lief zu ihr hin und fiel ihr um den Hals. Die Freude, die er für sie vorhatte, wird sie für den Schmerz entgelten, den ihr sein entdeckter Traum verursachte, und er würde ja auch nicht sobald aus so männlichem Herzen fortwandern.

Heut hatte er keine Zeit mehr, sich in Träume zu versenken, denn der Vater rief ihn mit seiner Befehlshaberstimme an die Pflicht. Da war zunächst die Rechenschaft über das verdiente Wochengeld. Diesmal aber schob es der Vater ihm wieder zu und sagte: „Du sollst dein Geld selbst verwalten lernen. So stärkt sich dein Pflicht- und Rechenschaftsgefühl.“ — Da war die heimliche Freude des Knaben groß, denn er dachte: „Nun kann ich der Mutter das Geschenk zu rechter Zeit kaufen.“

Aber das eben erglühende Herz des Knaben erkältete der Vater um so empfindlicher, als er weitersprach und dabei die Tür zur Küche schloß, wo die Mutter wirkte: „Wir wollen diesmal deiner Mutter zu ihrem Geburtstage eine große Freude bereiten. Morgen früh nach der Kirche gehen wir zum Herrn Schneidermeister Karmainski. Er ist mein Freund. Weil er mein Freund ist und mich

als einen Mann von Ehre und Pflicht kennt, der auch seinen Verpflichtungen stets pünktlich nachgekommen ist, weil er von dir als meinem Sohn dasselbe erhofft, wird er uns mit großem Entgegenkommen helfen. Er wird dir zu einem neuen Anzuge Maß nehmen. Den Anzug, wenn er dann fertig ist, zeigen wir der Mutter natürlich nicht. Erst an ihrem Geburtstage ziehst du ihn an und beglückwünschst sie darin. Sie wird Augen machen. Der Karmainski liefert dir also den Anzug gegen kleine Ratenzahlungen. Bis zum Geburtstage hat es noch Zeit. Du zahlst den heutigen Wochenlohn morgen beim Maßnehmen an — so macht man es als anständiger Borger — und jeden Sonnabend, noch bevor du nach Haus kommst, gehst du zu Herrn Karmainski hin und legst ihm den Wochenlohn als Rate auf den Tisch. Die Quittung will ich jedesmal sehen. So wirst du zum pünktlichen Zahler erzogen. Ich habe mit Herrn Karmainski schon alles verabredet. — Und nun gehe schlafen.“

Da geschah es zum ersten Male, daß der Junge dem Vater etwas zu entgegnen wagte: das sei doch eigentlich kein Geschenk für die Mutter, sondern nur für ihn selber, wandte er stotternd und bescheiden ein. Der Vater schalt heftig, doch mit gedämpfter Stimme, um nebenan nicht gehört zu werden. Das schönste Geschenk für eine Mutter sei, wenn sich ihr Sohn, ihr Ältester, zu ihrem Geburtstage, in reinem, selbstverdientem Gewande darbiere.

Der Junge, der gelernt hatte, dem Vater in allen Stücken bedingungslos zu gehorchen, ging schweigend zu Bett und tröstete sich im Einschlafen mit dem Gedanken, daß bei den vielen noch übrigen Wochen gewiß eine Rate zum Einkauf des eigentlichen Geschenkes ihm noch bleiben würde.

Wer aber fühlt das Zucken des Knabenherzens nach, als Justus, die mit dem Schneider vom Vater vereinbarte Summe durch die Zahl teilte, die sein Wochenlohn darstellte, gewährte, daß der Vater den Anzug in der Preislage so ausgewählt hatte, daß erst mit dem letzten, vor dem Geburtstage fälligen Wochenlohn die Schuld abgetragen war?

Justus verzehrte sich in angstvollen Kämpfen, unter denen die entscheidende letzte Woche mit ihrem Sonnabend herankam. Da hatte Justus beschlossen, diese letzte Rate nicht zu bezahlen, um für die Mutter jenes Bild zu erstehen. Danach handelte er und betrat von Furcht gequält das elterliche Haus. Auf das Verlangen des Vaters hin konnte er die Quittung nicht vorweisen. Nach heftigem Einreden des Vaters gestand der Junge schweren Herzens, was er getan hatte. Da vermeinte der Vater, den Jungen durch eine gründliche Behandlung des kindlichen Ungehorsams am ehesten und ein- und für allemal zu heilen. — Er ging mit ihm scharf ins Gericht: was ihm einfallt, er wolle durch ein Extrageschenk, bei

der Armut der Familie ein Diebstahl an ihr, den Vater wohl beschämen?! Eigentlich wolle er seiner Mutter von gestohlenem Gelde ein Geschenk machen; denn eine eingegangene Schuld nicht ordnungsgemäß begleichen, sei soviel wie stehlen. Man würde ihm nie mehr etwas glauben, denn er habe sein Wort nicht gehalten, und wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, wenn er auch die Wahrheit spreche. Nun habe er sein Herz besleckt und passe nicht mehr in das reine Gewand, das der neue Anzug bilde, und er solle morgen früh erst gar nicht vor die Mutter hintreten, die würde den Makel, mit dem er sich besleckt, schon sehen. Und das Bild solle er nur schleunigst zurücktragen.

Schluchzend warf sich Justus vor dem Vater auf die Knie, der, wie von der Gegenwart des unreinen Kindes gekränkt, zur Mutter in die Küche ging. Als Justus nach geraumer Weile sich erhob, war ein furchtbarer Kampf in ihm geschehen. Was der Vater gesagt hatte, bestätigte sein starkes Pflichtgefühl. Das Bild zurückzutragen und sich das Fest zu zerstören, auf das sein Herz, sobald der Schatten der Furcht wich, sich in Wonne gerüstet hatte, also daß er in der letzten Woche manche Nacht nicht hatte schlafen können und sich bei Tage, wenn er sich von Meister, Mutter und Geschwistern unbeobachtet glaubte, vor Freude zerknirschte; dieses vermochte er nicht wider sein Herz zu beschließen. Pflicht und Güte, beide gleich stark, führten den verzweifeltsten Kampf in ihm, so daß das Gefäß, das diese kostbaren Tugenden barg, das noch nicht ermannte Herz, zerbarst.

Er schlich sich in seine Kammer und zog sich den neuen Anzug an. Dann würde die Mutter vielleicht von dem Makel innen nichts merken, wenn sie ihn in dem reinen Gewande wiederfände. Die Geschwister küßte er alle der Reihe nach wie zum Abschied. Die Mutter mied er. Dann steckte er das Bild zu sich und lief hinaus und davon, den Weg zurück, den er heut nachmittag erst gekommen war.

Er mied das Bild im Walde, wie er die Mutter gemieden hatte, kletterte auch nicht auf seine Fichte. Das hatte auch gar keinen Zweck, denn er war ja nicht mehr reinen Herzens und hätte also nie und nimmer den Goldschatz gefunden. Dahin der für Mutter und Geschwister ersehnte Reichtum! Heut hatte er einen anderen Auslugposten zu erklettern sich vorgenommen.

Da wo der Weg aus dem Walde her austretend in eine Landstraße mündete, an deren Rand die Masten der Starkstromleitung entlangführten, hielt er inne. Von der Warnungstafel flammte ihm der rote Blick entgegen, der tödliche Reinigung verhiess. Den ersten Mast erkletterte Justus. Keiner der Vorübergehenden dachte daran ihn zu fragen, was er da oben wolle.

Von hoch oben sah Justus noch einmal in das Land. Ein Fernzug fuhr vor dem nahen Ziel, der großen Stadt, gelassen froh und weißen Dampf verschwendend, durch das friedliche Thal wie für immer heim. Aus den Schloten der Fabriken wehten feierabendlich ruhig Rauchfahnen. Das Land war so dem Abendfrieden hingegeben, als liege ihm gar nichts an seiner beruhigenden Gewichtigkeit und wolle es in Sonne vergehen, und selbst die sonst so schweren Berge waren so blau und dünn, als müßten sie jeden Augenblick in den Himmel aufschweben.

Justus atmete noch einmal tief Luft ein, dann preßte er seine Schenkel fest um den eisernen Mast und griff herzhast in die Drähte.

Ein paar Leute, die gerade vorüberkamen, schrieten entsetzt auf. Andere rannten nach der Lähmung durch den ersten Schrecken davon.

Als die Sonne unterging, hing Justus stumm an dem Maste am Rande der Straße, die sich hier über den Bergrücken wölbte, wie ein weltabwendig Gekreuzigter. Beschauer, welche die Neugierde herbeigeloct hatte, meinten, er hänge da wie einer, der sich zu schwach für diese Welt gefühlt; andere hingegen, er hänge da wie einer, dem die Welt zu schlecht erschienen sei; je nach ihrem Herzen.

Als die Nacht vollends hereinbrach, hatten sich die Gaffer verlaufen, die das plötzliche Stillstehen aller mit elektrischer Kraft von dieser Leitung gespeisten Betriebe erregt und, nachdem sie die Ursache davon erfahren, an die Unfallstelle getrieben hatte, denn die Abende waren schon kühl. Die Mutter allein stand noch da, denn auch der Vater war ebenso gebrochen, wie er vorher verknöchert war, heimgeschwankt, nachdem er vergebens versucht hatte, die Mutter, die nur noch leise weinte, mit fortzuziehen.

Die Rettungsmannschaft kam endlich mit Sackeln herbei und holte nach halbstündiger Arbeit den verbrannten Leichnam herunter. Sie legten ihn für eine Weile der vollends verstummten Mutter in den Schoß. Sie starb daran, wengleich sie sich auch den jüngeren Kindern erhielt; denn das beste ihrer Ausgeborenen, bestimmt, bei seinem Unmaß von Pflicht und Liebe, einer jener starken Gerechten zu werden, die geduldig den Verfolgungen der Selbstgerechten widerstehen, war in der empfindlichsten Zeit seines Erblühens an der Kleingerechtigkeit seines Vaters zugrundegegangen. Auf dem Herzen des toten Justus fand man noch das Bild, das er der Mutter hatte schenken wollen.

Richard Wagner redivivus

Von Dr. Rolf Berg

Man erlebt es heute an den überall sich häufenden Wagner-Aufführungen, den sich mehrenden Vereinen, die Namen und Symbol Richard Wagners tragen, den literarischen Publikationen über ihn, und vor allem an seinem besten Publikum, der begeisterungsfrohen deutschen Jugend, daß wir in einer neuen Wagner-Ära sind, die unsere in dem letzten Jahrzehnt gewordenen neuen Kunstrichtungen nicht zum Schweigen bringen können. Ohne an dieser Stelle auf die musikalischen und vielleicht durch spätere in der Form, nicht aber im Inhalt überbotenen Qualitäten Wagners einzugehen, interessiert uns die Frage, welche zeitliche Notwendigkeit für diese Wagner-Auferstehung vorliegt, und ob die aus seinem Werk resultierende Weltanschauung dem Menschen von heute Richtung und Wegweiser ist und seinem metaphysischen Bedürfnis entsprechen kann.

Unsere Zeit verlangt zweifellos nach einer positiven Idee, und die manchen Orts herrschende mystisch-okkulte Geistesströmung mag nur die Richtigkeit für unser Zeitverlangen beweisen. Hier aber wird gerade von den Wagner-Gegnern, wenn man sein Werk für unsere Zeit in Anspruch nehmen will, immer wieder behauptet, daß Wagners Weltanschauung in okkulter Lebensverneinung mündet, die einer Welt von heute kein Ziel bedeuten darf. Es wird des großen Quietisten Schopenhauers Einfluß auf Wagner geltend gemacht, der für ein gesundungsbedürftiges, haltsuchendes Volk als unbedingt gefährlich erachtet wird. Zunächst ist hierzu einmal zu sagen, daß jene immer noch verbreitete Meinung von Schopenhauers Einfluß auf Wagner durchaus unrichtig ist. Es zeigt sich nämlich hier die übrigens im Geistesleben nicht ungewöhnliche Tatsache, daß beide bedeutenden Erscheinungen, Wagner und Schopenhauer, völlig unberührt voneinander gewesen sind, und Wagner erst 1854, nachdem seine musikalischen Hauptwerke bereits geschrieben oder in Ausführung waren und nach Abfassung der Züricher Schriften wie „Kunst und Revolution“ (1849), „Das Kunstwerk der Zukunft“ (1850), „Kunst und Klima“ (1850), die Schopenhauersche Philosophie kennen lernte. Er ist damals über die seltsame Uebereinstimmung seiner Ideen mit denen des großen Pessimisten und Erlösungslehrers erstaunt, erklärt Schopenhauer für ein Himmels Geschenk in seiner Einsamkeit und für das bedeutungsvollste Ereignis seines Lebens, und Chamberlain behauptet hier mit Recht, daß „Schopenhauer für Wagner nicht eine Entdeckung eines neuen Landes, sondern die Rückkehr in seine eigene Heimat und die taghelle Bedeutung des schon Vorhandenen ist.“

Jenen Wagner-Begnern, die den Meister für einen Negativisten im Sinne Schopenhauers halten — in vielen Punkten sind übrigens Wagner und Schopenhauer durchaus verschieden —, muß aber energisch entgegengehalten werden, daß dieser sogenannte Negativismus für unsere neue Zeit absolut nicht gefährvoll und ungeeignet ist, ganz abgesehen davon, daß wohl auch nach Meinung dieser Gegner in Werken wie „Der Ring“ oder „Die Meistersinger“ nur Positiva zu entdecken sind. Und wenn von diesen neulich ein bisher unbekannter, belangloser Brief aufgezabelt worden ist, in dem Wagner von einer Kaltwasserkur Gesundung seiner geistigen Leiden erhofft und bei dieser Gelegenheit äußert, das Leben sei ihm zum Ueberdruß geworden und seine musikalische Produktion wäre ihm eine Qual, so bedeutet das ganz sicher nicht, wie jene bei billiger Anwendung dieser Aussage auf sein Werk meinen, eine Selbstverurteilung, eine Selbstvernichtung und Bankerotterklärung, sondern folgerichtiger Ausdruck der ihm als Mensch und Künstler eigenen Weltanschauung, die sein ganzes Werk durchzieht und der nicht mit dem hier unangebrachten Seziermesser einer nach positiv und negativ richtenden Unterscheidungsweise beizukommen ist.

Daß nämlich der Künstler überhaupt aus der dinglichen Welt herausstürmt, das Irdische ihm Fessel dünkt und er sich notwendig ein Elysium aufbaut, ist Zeichen und Privileg des Künstlers und liegt in dem Verhältnis zur Metaphysik seiner Kunst begründet. Gerade Wagner aber hat diese Sendung des Künstlers als durchaus positiv bewertet, wenn er, wie er einmal schreibt, „in der Kunst die positiv bejahende Macht erblickt, die den Menschen dem unaussprechlichen Traumland der heiligsten Offenbarung wieder zuführt“. Vorzüglich in seiner Regenerationslehre, die auch unserer Zeit zum Studium ans Herz gelegt werden kann, findet diese wahrhaft starke und gewinnbringende Wagner'sche Forderung theoretische Erklärung. Diese wunderbare Lehre gipfelt immer wieder in der Verherrlichung der erlösenden Kunst, die mit der Religion unlösbar eins ist und uns Halt und Trost auf unserm Lebenswege spendet. „In geweihten Stunden“, so schreibt der begeisterte Meister, „wird der trügerische Zauber des Tages in ahnungsvollem Traum zerfließen, der klägliche Anblick der Geschichte der Menschheit, die Entfesselung des sich selbst zerfleischenden Lebenswillens beängstigt uns nicht mehr, uns ertönt nur die einzige Klage der gesamten Natur, ihr inbrünstiges Seufzen nach Erlösung!“

Man müßte die Mission der Kunst für heute und immer verleugnen, wenn man die in der Verneinung des Willens zum Leben gipfelnde Weltanschauung Wagners mit dem völlig unzureichenden Urteil der Wagner-Begner als Narkotikum, schwächlichen Balsam, Flucht aus der Wirklichkeit usw. abtuen will. Mit solchen das

Wesen aller Kunst mißverstehenden Anschauungsweisen kann man ganz sicher auch einer Menschheit von heute nicht helfen, und es stellt der vorschnellen geistigen Verantwortlichkeit dieser ein bedenkliches Zeugnis aus, wenn sie Wagner deshalb ihre Sympathie entziehen, weil das Reich seiner Helden und Heldinnen von Holländer oder Tannhäuser bis zu Wotan und Tristan, Amfortas und Kundry nicht die Welt der Phaenomene und sichtbaren Erscheinungen ist, sondern diese in der Sphäre des Unbewußten, der Negation des Willens, des weltfremden Ureinen zu Hause sind. Entfagung und Mitleid sind höchst positive Kräfte, denen Wagner immer wieder seine Neigung schenkt. Alle diese Gestalten Wagnerschen Geistes aber sind, um dies den Wagner-Gegnern von heute zu sagen, nicht aus morbider und unzeitgemäßer Weltanschauung geboren, sondern durch die gründliche Erkenntnis des Künstlers und Philosophen gewonnen, daß auch die stärkste und unbezwingbarste Kraft in dem Geheimnis der für uns Menschen unerschlossenen Rätselhaftigkeit des Daseins mündet. In diesem Sinne schrieb Wagner an Liszt: „Schopenhauers Hauptgedanke, die endliche Verneinung des Willens zum Leben, ist von furchtbarem Ernst, aber einzig erlösend!“

Wenn man daher die Gründe der heutigen Wagner-Auferstehung suchen will, so ist es in Wahrheit die Weltanschauung des Meisters, die heute und immer ihre Geltung beansprucht, die dieser Genius mit solch bezwingender, aufrüttelnder Gewalt durch die Sprache der Musik vermittelt und die diesen ungeheuren seelischen Auftrieb zur Folge hat. Es ist darum auch müßig davon zu sprechen, wie lange noch Wagner unserm Jahrhundert etwas bedeuten wird. Es müßten dann Begriff und Wesen der Kunst sich umgestalten und der Mensch überhaupt sein metaphysisches Wesen verlieren. So lange aber wird Wagner immer noch die Sehnsucht vieler hunderttausend Suchender erfüllen und über dem Alltag und der Welt der Realität seine machtvolle Fahne aufrichten. Auch und gerade für den deutschen Menschen von heute ist Wagner wieder Notwendigkeit, er ist unser bestes Nationalgut, eine Kunst ohne ihn ist undenkbar, und statt die alten Götter in der Sucht nach neuen billigen totzuschlagen, sollte man lieber ihnen nahezukommen suchen. Denn wir haben nicht viele Götter vor uns, die lösungsuchender Menschheit von heute Wege und Erlösungsziele zu weisen vermögen!

Jubal's Geburtstag

Von Walther Domansky

Im Gefilde der Seligen.

Italienische Landschaft unter wunderblauem Himmel. Es ist ein lichter Sommerstag.

Außerdem ein Geburtstag. Wer ist das Geburtstagskind? Jener Greis dort mit dem silberweißen Haupt- und Barthaar. Frohbewegt schaut er drein.

Es ist Jubal. „Von dem sind hergekommen die Geiger und Pfeifer“, so steht es im 1. Mose 4, 21 zu lesen. Also ist er der Ahnherr und Meister aller, die sich der edlen Musika geweiht haben.

Der Alte ist erfreut und gerührt, denn er hat heute an seinem Geburtstage großen Zulauf. Viel Besuch hat sich eingefunden im Gefilde der Seligen, und es sind erlauchte Geister darunter. Aus allen Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung sind sie da, und was an Musikanten aus vorchristlicher Zeit vorhanden ist, will sich vor den großen Meistern nicht sehen lassen und hält sich bescheiden im Hintergrunde. Fröhlich schon haben sie dem greisen Ahnherrn ihre Glückwünsche dargebracht mit Lobgetön, bei dem der gute Wille für die Ausführung eintreten mußte.

Aber tagsüber ist großer Empfang. Es geht dabei nach Nationen. Gegenwärtig sind die Deutschen an der Reihe.

Und unser Thomaskantor Johann Sebastian Bach tritt vor und stimmt die ersten Takte seines Sanctus aus der H-Moll-Messe an. Ein klein wenig lächeln die Anwesenden doch trotz der Jupitererscheinung des Gewaltigen, aber in freudiger Rührung, wie er seine Mannesstimme zu den schmetternden Dreiklangsfolgen der Frauenstimmen hinaufzuschrauben sich bemüht. Aber er weiß, es klingt doch wunderbar erhaben, wenn diese Musika in hehren Kirchenhallen oder im Konzertsaal triumphierend daherrauscht.

Nun Altmeister Georg Friedrich Händel. Der hat etwas ganz Apartes zum Geburtstagsglückwunsch. Hört, summt er da nicht die Arie aus seinem „Josua“?

D hätt' ich Jubal's Harf' und Mirjam's süßen Ton,
gleich ihm rührt' ich die Saiten dann,
gleich ihrem Sang ertönte laut mein Freudenlied.
Doch schwach nur kündet mein Gesang
den Dank, den Gott und Dir ich weiß'.

Und siehe, der alte Jubal lächelt unter Freudentränen und neigt sich liebevoll zu dem Tonkünstler mit dem von gewaltiger Lockenperücke umrahmten, majestätischen Haupt. „Du bist der Einzige,

der meiner im Liede gedacht hat", sagt er freundlich und schaut sich dann rings im Kreise der Tonkünstler um, die einen Augenblick verlegen zu Boden schauen.

Wer tritt nun so heiter-zierlich hervor? Wolfgang Amadeus Mozart. Und in der Rechten hält er eine Notenrolle. Es ist das Carghetto aus dem Quintett in A-Dur. Und ohrliebkosend quellen die wunderbaren Töne aus dem Notenblatt. Der alte Jubal nickt dem jungen Meister mit sonderlichem Wohlwollen zu.

Dann der liebe Vater Handl. Er bringt dem Geburtstagskinde, was dem Uralten am nächsten liegt. Den Lobgesang aus der „Schöpfung“: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes!“ — „Ich war nie so fromm, als während der Zeit, da ich an der Schöpfung arbeitete“, sagt Vater Handl. „Täglich fiel ich auf meine Knie nieder und bat Gott, daß er mir Kraft zur glücklichen Ausführung dieses Werkes verleihen möchte.“ Wie glänzen seine Augen, da er also redet. Und welch' ein lichter Schein geht dabei über das Antlitz des greisen Jubal.

Aber nun dieses von Schicksalsstürmen gefurchte Antlitz. Das ist Ludwig van Beethoven. Er hebt wie beschwörend den Zeigefinger. „So klopft das Schicksal an die Pforte!“ Wer kennt es nicht, das gewaltige Eingangsmotiv der fünften Symphonie? Den alten Jubal, der doch so vieles erlebt hat bis zu dieser Stunde, durchrieselt ein leiser Schauer. An seinem Geburtstage möchte er nicht gerade so gemahnt sein. Aber dennoch neigt er das Haupt zu dem gewaltigen Schicksalskünder.

Doch jetzt — wie wunderbar! — ertönt von irgendwo her in Sagott und Horn jenes langgezogene D mit der köstlich romantischen Wendung, die uns den einzig geliebten Franzl ankündet. Ja, das ist er, wie er leibt und lebt, der liebe, gute Kerl aus Genieland, der Franz Schubert. Und jene Tonfolge stammt aus dem ersten Satz seiner H-Moll-Symphonie.

Der alte Jubal aber — fast sieht es so aus, als wollte er den Franzl umarmen — droht ihm freundlich: „Nun, Franzl, ist die H-Moll-Symphonie immer noch nicht vollendet?“

Und der Franzl neigt verschämt sein Haupt, denn vollendet hat er sie noch immer nicht.

Was huscht und flimmert jetzt von Tönen an den Ohren der Versammlung vorüber? Es ist Mendelssohn's Overtüre zum „Sommernachtstraum“. Als Siebzehnjähriger hat er sie komponiert. Das ist ein Stück wie aus Waldeszauber geschaffen. Der alte Jubal nickt wohlgefällig, einmal, zweimal, und der Felix, der Glückliche, darf sich zu seinen besonderen Lieblingen zählen.

Aber wie denn? Wir vermissen ja Karl Maria von Weber. Der hat sich seines Nichterscheinens wegen entschuldigt, denn er

trägt schwer daran, daß sein Ruhm bereits etwas zu verblaffen droht. Ebenso Robert Schumann, der ein halber Poet und ein ganzer Musikus war und unter diesem Zwiespalt nicht zum Höchsten und Letzten in Polyhymnias Reich gelangen konnte. Auch Sorhing, Marschner und Löwe halten sich bescheiden abseits, obwohl sie ganze Könner waren.

Doch nun das Dioskurenpaar Wagner-Liszt. Wie gravitatisch, oder schon mehr etwas theatralisch, schreiten sie einher, Wagner im Samtjackett und Liszt im Priesterrock. Etwas abseits von ihnen Anton Bruckner, der Alte.

Und Wagner beklagt sich vor Jubel, daß alle die neueren Tonmeister ihm samt und sonders soviel abgelascht und abgeguckt haben.

„Ja,“ fällt Bruckner vernehmlich ein, „vor allem, daß jetzt die Klangschönheit in das Orchester verlegt ist, und die Singstimmen meistens zum Sprechgesang verurteilt sind. Aber die vox humana, die Menschenstimme, ist doch das edelste Instrument der Musik.“

„Was will der?“, fragt der Meister von Bayreuth so etwas über die Achsel hin. „Der ist wohl kein Wagnerianer?“

„Aber i bin auch Aner (Einer)“, erwidert der gute Anton Bruckner nicht ohne Selbstgefühl.

Um einen etwa hervorbrechenden Streit hier im Gefilde der Seligen zu verhüten, drängt sich Liszt zwischen die Beiden und überreicht dem alten Jubal eine in kostbares, rotes Saffianleder gebundene Partitur seiner Preludes als Geburtstagsangebinde.

Nun kommen zwei, die sich von den andern schon durch Gesichtsschnitt und Haltung wesentlich abheben. Es sind aber ebenfalls zwei ganze Könner im Reiche der Tonkunst, wenigstens auf ihrem Gebiet, Offenbach und Johann Strauß, der Walzerkönig.

Schwärmerisch klingt es bei Offenbach's Nahen trotz aller seiner sonstigen Operettenmusik.

„Mein aber, diese ewige Barkarole“, hört man jemand halb-laut sagen.

Und doch, wenn sie auf Erden im Theater bei „Hoffmanns Erzählungen“ erklingt, ist das Publikum jedesmal atemlos still. Das ist eben Musik.

Aber bei Johann Strauß rauscht es auf. „An der schönen, blauen Donau!“ Sie hat der Musik so liebevoll eine Stätte bereitet, die liebe, lustige Kaiserstadt Wien. Bei den Klängen des unsterblichen Walzers fährt es der erlauchten Versammlung dort im Gefilde der Seligen in die Beine. Sie wiegen sich im Walzertakt, sogar Bach und Beethoven, der sein Gehör — wie wunderbar! — wiedergewonnen zu haben scheint. Der alte Jubal schaut etwas verwundert drein.

Noch einmal vermissen wir einen Tongewaltigen: Brahms. Aber er hat einstmals bedauert, als von der „schönen, blauen Donau“ die Rede war: „Leider nicht von mir“. Er ist mit seiner Musik nicht so ins Volk gedrungen, wie er es sich wohl wünschte. Deshalb hält er sich vornehm zurück, obwohl er es wahrlich nicht nötig hätte.

Nun zwei Schulmeisterlein. Die kennt das Volk, soweit die deutsche Zunge klingt. Es sind Franz Gruber und Friedrich Silcher. Und jener, der Gruber, beklagt sich bei Vater Jubal, daß sie ihm sein wundertrautes Lied von der „stillen, heiligen Nacht“ manchmal auch schon durch Kritik zu zerpfücken begannen. Oh schämt euch, er hat sich damit doch mehr in die Herzen hineingesungen, als die andern allzumal, denn wo feiert man Weihnachten ohne jenes Lied? Und Silcher, der Schwab, tritt dem andern zur Seite und stimmt in etwas lebhafterem Tempo als sonst zum Geburtstagsgruß an: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so fröhlich bin.“ Ja, der hat's in sich, der Schalk, obwohl er so schwermütig innige Lieder gesungen hat.

Aber weiß der Tausend, was ist das? Ist denn hier im Gefilde der Seligen eine Rundfunkstation errichtet? Ist man hier auch schon so weit? Ein Musikant tritt herzu, und der alte Jubal muß sich richtig den Hörer um den Kopf nehmen.

Antenne, Apparat, Hörer — alles da! Rundfunkkonzert! Natürlich aus Berlin, und zwar von den Neutönern und Untönern im Reiche der Tonkunst. Die wandeln noch alle auf Erden im rosigen Licht. Und was gibt es da alles zu hören! So allerlei, und in allen Tonarten und Unarten!

Der alte Jubal macht zuerst ein ganz verduhtes Gesicht. Dann aber schaut er, je mehr er hört, ernst drein und schüttelt den Kopf.

Der Hörer wird ihm abgenommen; das Rundfunkkonzert verliert sich in den letzten Tönen und verstummt.

„Heute, an meinem Geburtstage,“ so beginnt er, als spreche er nicht zu den Seligen, sondern zur Erde herab, „möchte ich niemand verletzen. Nein, gewiß nicht. Dazu bin ich schon viel zu alt und habe zuviel gesehen und gehört, um jemand vor den Kopf stoßen zu wollen. Wahrscheinlich werden Beethoven und Wagner sagen, sie wären mit ihren ersten Werken auch so auf Widerstand gestoßen, wie jetzt manche von den neueren, und hätten sich schließlich doch durchgesetzt und Anerkennung und Ruhm in Fülle gewonnen. Trotz alledem, wir Alten werden uns nicht so leicht an die neue Art, Musik zu machen, gewöhnen. Möget ihr Kinder der Neuzeit eure Befriedigung darin finden, wenn ihr eure neue Musik hört. Wahrscheinlich stimmt sie mit eurem eigenen Seelen- und Herzenszustand überein. Ich aber kann mich damit nicht zufrieden geben. Ich sehe noch immer als die Seele der Musik den Wohl-

laut an und die Melodie, aber eine nicht zerfließende, sondern geschlossene Melodie, eine, die nicht in den verschiedensten Tonwendungen ängstlich der Bedeutung jedes einzelnen Wortes nachläuft und die man mühsam vom Notenblatt lernen muß, sondern eine, die man leicht nachsingen kann. Ihr nennt das jetzt trivial, wenn ich recht unterrichtet bin. Nun, ich nenne das volkstümlich und einfach, und das wahrhaft Schöne ist immer einfach. Ich denke, daß Musik mit dem Herzen gemacht werden muß, und nicht mit dem klügelnden Verstande. Und ich fürchte, daß ihr deshalb nicht mehr wahrhaft zu Herzen gehende Musik machen könnt, weil ihr nicht mehr in Harmonie seid mit Gott und dem Univerſum. Ihr nennt das die Zerrissenheit eurer Zeit. Aber ihr seid selber schuld daran. Ich fürchte, daß das Wunderhorn so lange stumm bleibt, als ihr nicht jene Harmonie wiedergefunden habt. Euch fehlt der naive Sinn, der Sinn fürs Ursprüngliche. Ihr macht viel Worte und ein groß Getöne, und oft um einen kleinen Inhalt. Ach, daß in euch und durch euch das Wunderhorn wieder zum Klingen komme! Seid nicht böse, meine Kinder! Aber so spricht zu euch Jubal, der Alte!"

Und die Meister im Gefilde der Seligen ließen ihre Harfen rauschen, und es gab ein Klingen und ein Singen, daß das ganze Weltall lauschte.

Lagarde-Worte

Ihr, die ihr klagt, der Jugend fehle der Idealismus, seid sehr ungerecht, gerade das der Jugend vorzuenthalten, was allein ihren Idealismus zur Tat und Wahrheit werden lassen kann, den Sohn Gottes, den Idealmenschen.

*

Ihr wollt erziehen, ohne erziehen gelernt, ohne es von dem gelernt zu haben, der nicht nur die einzelnen, sondern sogar unser ganzes Geschlecht erzieht.

*

Pflichten sind nicht dazu da, gewußt, sondern dazu da, getan zu werden.

*

Geschichte darf nur lehren, wer Geschichte auch machen könnte.

*

Entsagt die Nation ihrem Rechte und ihrer Pflicht, selbst tätig zu sein, überläßt sie dem Staate die definitive Regelung ihrer eigensten Angelegenheiten, so dankt sie dadurch als Nation ab und unterzeichnet selbst ihren Totenschein.

*

Das Wort Religion gebrauche ich stets unter Vorbehalt. Wir reden von Religion erst, weil wir keine haben.

Die Trompete

Von Heinz Steguweit

Im Winter, als die frostige Luft in die Wangen biß, waren die sieben Gebrüder an den Rhein gekommen. Sie trugen feldgraue Soldatenmäntel, wollene Schlauchmützen, Pulswärmer und Fausthandschuhe. An den Achseln ihrer Ärmeln hingen noch die rotweiß gestreiften Schwalbennester jener preußischen Grenadiermusikanten, die einst im Sold ihres Königs nichts anderes lernten, als Gleichschritt, Notenlesen und das Lied ihrer jetzt verbrauchten Instrumente von Holz und Messingblech. Nun zogen sie von Ort zu Ort, schliefen im Sommer unter den Sternen, im Winter auf dem Stroh gefüllter Scheuern, nachdem sie am Tage den Brotlohn ihrer Weisen auf einer geflickten Kalbsfelltrommel vor Türen und Fenstern erbettelt hatten. Die sieben Gebrüder hießen sie, weil der Volksmund sie so nannte; weder verschwistert noch verschwägert hatten sie sich als flandrische Heimkehrer zusammengefunden, stumm, ohne Verträge und Klauseln, nur mit einem Handschlag ihrer Waffenkameradschaft. Lieder und Münze wollten sie teilen, nichts mehr, denn was darüber ging, war erloschen in ihnen, ihre Herzen schlugen nicht füreinander. Der Krieg lehrte sie die Furcht vor dem Tode; dieser Friede gab ihnen die Angst um das Leben ein; Lied und Speise für alle sieben, sonst jeder für sich selbst. Das höhlt aus, macht schweigsam und mürrisch. In den gegerbten Ledergesichtern war jedes Lächeln gestorben; mochte ihr Lied ein weinerliches Ständchen oder ein springender Ländler sein: Diesen sieben Männern wurde die Resonanz ihrer Seelen verstopft, mechanisch hüpfen ihre Finger über die Löcher der hölzernen Flöten, über die Tasten des Kornetts oder den Saitenhals der jammernden Geige. Ein Handwerk wie Hobelbank und Amboß, nichts mehr. Wer ihre Kalbsfelltrommel leer ließ, den schalten sie nicht aus, wer ihnen Geld oder Essen reichte, dem dankten sie mit einem müden Nicken. Zu stumpf, sich zu ärgern, zu matt, sich zu freuen, zogen sie weiter, in Schnee und Sonne, in Sturm und Wetterleuchten.

Heut spielten sie ihr Tandaradei am Rolandseck, ließen sich übersehen zu den sieben Bergen, wo die gläsernen Galerien der Gasthäuser mit lachenden Menschen im Sonntagsputz gefüllt waren. Und stellten sich auf am Ufer, wie immer im Halbkreis, stampften mit den frierenden Füßen auf den Boden, hauchten in die blauen Hände und begannen ihr Lied, das ihnen eine Suppe und ein Dach für die Nacht bringen sollte.

„Die Kugel traf, mich ruft der Tod,
und alles ist dahin,
ich ändre meinen Lebenslauf
und meinen Lebenssinn!“ —

Freilich, so kalt der Abend auch war, alle Fenster öffneten sich, Tücher winkten und Hände, und jene, die ihren Most an satten Tischen tranken, die kam ein Schaudern an, ein Ahnen roter Scham über den Wänsten ihres Wohllebens: Da standen ja Soldaten, Herrgott, zertrümmerte Musikanten, die teils ein Holzbein trugen oder ein Glasauge, die ihre Backen blähten am Mundstück der Instrumente, die ihr Schlachtenlied wie einen Haufen klirrender Scherben an das Rheinufer warfen, um Brot zu haben, ein wenig Wärme und ein Dach über den Scheiteln. Der älteste von ihnen, ein bärtiger Hornist, trat vor, hustete und sang mit rostiger Stimme den zweiten Vers, denn seine dürre Lunge stach ihn im Rücken, wenn er zu jach in das Blech blies. Singen konnte er noch; so sang er denn, dieweil die Kameraden ihn begleiteten:

„Wer auf der Welt was Liebes hat,
der scheidet schwer von ihr,
leb' wohl, leb' wohl, du schöne Stadt,
ich scheid' schwer von dir!“ —

Und er wischte den Bart, hustete, spie Blut. —

„Weiter!“, riefen die Satten beim Wein. Aber der Bärtige stand steif wie ein Säulenheiliger, in der Rechten das blizende Kornett, die Linke in die Brust des Mantels verkrampft, da, wo das wilde Herz klopfte. Schon huben seine Kameraden gleichgültig den dritten Vers zu spielen an: da zuckte der alte Sänger zusammen, schrie stöhnend auf und schlug zu Boden, mit dem Gesicht auf die Steine. Das Lied ächzte ab, tausend Gasser murmelten sich in die Ohren, nicht einer sprang hinzu, dem Ohnmächtigen zu helfen. Die Musikanten knieten nieder, wälzten den Sänger auf den Rücken, sahen, daß eine klaffende Wunde an seiner Stirn blutete. Sie hatten es schon lange geahnt, daß ihr Hornist bald passen würde. In Flandern hat er sich einen Zungenriß geblasen, der war schwach verheilt, die Mühsal unsteter Hungermusik halte der Teufel aus. Aber Not lehrt beten und singen, wenn auch der Magen sticht und die Seele verwüstet ist. Der Ohnmächtige lag wie ein Toter da. Die andern rieben ihn warm, stillten sein Blut mit schmutzigen Sacktüchern: „Kamerad, he, Martins?“ —

Martins zuckte schmerzhaft mit den Wimpern: „'S geht nimmer!“

Zwei liefen zur Polizei. Dann ging alles schnell und kühl vor sich. Von irgendwoher zimbelte ein Hotelorchester: „Auf der Reeperbahn nachts um halb eins“, da kamen vom Krankenhaus Wärter mit einer Bahre, trugen den Sänger fort, dem immer noch die Trompete in den Säusten zitterte. —

„Nu sind wir noch ihrer sechs!“, zählten knurrend die Musikanten, stierten vor sich und gingen schweigend in die Nacht,

irgendwo rheinab eine Scheune zu finden, oder eine Schlafstelle im Armenhaus. Sie führten ja den Krieg mit dem Brot, was lag daran, wenn einer fiel? — Sie haben Martins nie mehr wieder gesehen.

Der stöhnte im Waschraum des Spitals, wo barmherzige Schwestern ihm den Mantel öffneten. Die Adlerknöpfe waren kalt wie Eiskörner, die Stiefel, die sie von seinen Füßen schälten, bröckelten an den Sohlen auseinander wie Torf. Es waren gute Schwestern, die demütig ihren Dienst am Elend taten.

„Seht nur, er hat das Eiserne Kreuz am Rock, den Totenkopf auf dem Aermel und bunte Ordensbänder im Knopfloch; der war einmal tapfer!“ —

Eine andere wischte ihm mit einem Schwamm über das struppige Haar, da es vom Blute klebte. Sie stammelte etwas vom Schicksal, vom Krieg und vom verlorenen Vaterlande. Der Arzt, der dem Kranken den Brustbeutel vom Halse schnitt, las: „Hornist Martins, vierte Kompagnie. Wer mich findet, lasse mich liegen, habe nichts als meine Trompete, die gebt mir bei, ob ich kalt bin oder noch atme.“ Und schüttelte den Kopf vor dem Wunden, der allen erst ein Ekel, nun aber ein Bruder schien, mit der Dornenkrone vergessenen Heldentums.

„Bringt ihn auf Zimmer 17, da ist geheizt und Ruhe“, sagte der Arzt, der einen weißen Leinenkittel trug, in dessen Tasche ein Hörrohr stak und ein Fieberthermometer.

Es kam ein neuer Tag, an dem es kräftig schneite. Und eine Nacht kam noch, die Martins bleich verschlief; am Morgen aber wachte er auf, griff nach der Hand einer wachenden Schwester und lächelte, wie Irre lächeln:

„Wo sind meine Geiger und Flötisten? — Wer bezahlt hier meine Zechen? — Oder gibt es noch Menschen, die einem ein weißes Bett schenken, ohne Trompetenspiel und Gesang? Ich meine, in Deutschland sei alles verschachert? Oder bin ich nicht in Deutschland?“

Die wachsbliche Nonne verstand ihn nicht. Sie schauderte und deckte ihn sorgfältig zu über der keuchenden Brust, darin die Atemzüge pfliffen. Sie lief, den Arzt zu rufen und kam mit andern Schwestern zurück. Nun standen sie alle um das Bett des rauhen Menschen, dem erbsendicke Tränen aus den Augen sprangen, der ständig in den Petrusbart schluchzte und winselte wie ein Knabe.

„Meine Trompete, Leute, meine Trompete!“ —

Sie reichten ihm einen Trunk Wasser und wuschen seine Schläfen mit Melissengeist, seine Kopfwunde schien wieder frisch aufgerissen unter aller Erregung, denn der dicke Verband um seine Stirn wurde rot betusch, wie Blutstropfen im Schnee.

Der Arzt griff nach seinen Handwurzeln und schloß die Augen. Freilich, der Aderschlag des Aermsten jagte wie bei krank geschossenem Wild. Und heiß war er, daß seine Augen blaue Ränder hatten.

„Meine Trompete!“ —

„Ruhe, Freund, Ruhe“, tröstete der Arzt, wischte ihm sanft über den wirren Schopf, wandte sich dann flüsternd zu den Schwestern: „Sein Verstand ist eine Wüste; zwei Kerzen stellt auf, Blumen holt und eine weiße Decke für den Tisch; der Pfarrer muß sich zum Abend bereit halten, dann scheint mir die Oelung an der Zeit!“

Martins, der Einsame, schlug bei diesen Worten hintenüber ins pralle Kissen; hatte doch der bärtige Schelm alles verstanden. „Meine Trompete“, lispelte er noch einmal, um dann die Lider fest zusammenzukneifen und mit wilder Bitternis die Zähne ins Bettuch zu beißen. Nun schlief er ein, friedlich und gewiegt, wie ein müdes Kind im Schoß der Mutter.

Es waren Tage stillster Trauer über das ganze Krankenhaus gekommen. Martins war der arme Tyrann aller Seelen des Spitals, er war ihnen ein Findling Gottes und des Schicksals, er trug ja Kreuze und Ordensbänder, hatte den ganzen Körper mit Narben zerklüftet.

„Der Krieg“, sagten die einen und segneten sich.

„Ein Held“, die andern.

„Wie ein Heiland“, flüsterten die dritten und wurden demütig in dieser Stunde.

Keiner aber dachte an die einzige Sorge dieses Dulders, an das Treibende seines fiebernden Aufruhrs, das sein Vermögen war, sein Kind, seine letzte Erfüllung, das Zeichen seines trostlosen Heldentums: Seine Trompete! — Sie war nur ein blechernes, zerbeultes Ding, mit einem Schußloch und etwas Grünspan, aber die enge Röhre war einst der Donnermund vieler Sturmsignale, sterbender Schwanenlieder, vielleicht auch einmal der Lockruf zu fröhlicher Jagd; des Hornisten Martins Herz stak darin, sein hohles Röcheln, denn der Verzweiflung eines letzten Angriffs hatte er die Lunge geopfert, die nun zerrissen war und Blut in seine Brusthöhle träufelte.

Wie er da lag und schlief! — Keiner wußte, was sein knochiges Gesicht plötzlich zu einem winzigen Lächeln verklärte; vielleicht der Wahn eines frommen Fiebertraumes? Vielleicht das nahe Paradies?

Am Abend kam der Pfarrer, als neben Martins Bett zwei Kerzen brannten und eine Madonna vor einem Kruzifixus stand. Es roch nach Wachs und Weihrauch in der engen Stube, die Schwestern hatten den Tisch mit Myrten und herb duftenden Palmzweigen belegt.

Der Pfarrer, ein Greis mit versöhnlichen Rinnsalen um den Augen, kniete nieder am Bett, legte die gelben Finger gefaltet auf die Decke und betete, denn die Nachbarschaft des Todes war ihm Gottes Nachbarschaft, Demut nistete im Raum, da ein Held seine Wegzehrung nahm.

„Martins, Sie sind nun mein Freund; stehen Sie allein in der Welt?“ —

Martins reckte sich auf, schien vollends munter in der Nähe des Ewigen. Der Priester fragte abermals:

„Stehen Sie allein in dieser Welt?“ —

„Nein!“

„Wen kennen Sie noch, den Sie lieb haben, den man noch rufen könnte?“

„Meine Trompete!“

„Sonst keinen?“

„Nein, nur meine Trompete!“

Und sah sich um, verzerrte qualvoll das Gesicht, da er das Horn nicht in der Stube fand.

„Martins, so eine Trompete ist ein Ding, ein toter Gegenstand, der uns in dieser Stunde nicht hilft.“

„Ein toter Gegenstand?“

Der Sterbende reckte sich furchtbar auf.

„Ein toter Gegenstand? — Herr Pfarrer, Gott vergebe Ihnen diesen leichtfertigen Irrtum; eine Schlachttrompete hat ein Herz, hat eine Seele, eine Lunge, ja, hat Atem und Zorn, kann lachen und fluchen!“

Der Geistliche horchte mit starr gerundeten Augen auf. Martins stöhnte, dann redete er weiter, ganz verklärt, halb Soldat im Geschüßdonner, halb irrsinnig im Fieberbett. Aber seltsam: es hatte alles so viel, so ewig viel Sinn, was er geistete, denn Irre und Philosophen sind verbrüderete Seelen. „Meine Trompete ist meine Braut, jawohl, mir angetraut vom Feuer und Eisen, uns hat Blut den Scheitel gesegnet, als wir von einem Fleische wurden, und getragen hab' ich sie, Herrgott, auf den Händen, als sie zerrissen war wie ich; da schien mir das Blech wie Fleisch, das Kugelloch ihre Wunde, daraus mein roter Speichel träufelte. Und wie gingen wir beisammen drauf! Nie hätte ich gerufen ohne sie, sie nie ohne mich, wenn zweitausend Grenadiere meines Regiments sich mit Gewehren bekreuzten, die Fähne in die Lippen stießen und stürmten, durch Stacheldraht und Schwefel, durch Löcher voll Klumpen aus Eisen und Blut. Es war ja alles Tollheit, aber wir dachten Helden zu sein, als solche wollten wir sterben, nein, leben wollten wir, ja leben, denn die Fahne flatterte uns im Rücken, und die Heimat wartete auf uns, die wir heimkamen wie leere Schlacken aus dem

Ofen, wie zerlaugte Knochen aus der Suppe; nun ist das Feuer ausgebrannt, ach, wir schürten es mit den Gebeinen unserer Brüder und sind alle erloschen, die wir doch glühen sollten; nur der Schatten blieb, mich friert darin, Soldat sein ist schön, Hornist sein ist herrlich. Bitte — einen Schluck zum Trinken, Wasser oder Wein, ist jetzt alles gleich, halt — wer da?“ —

Der Pfarrer hielt die Säuste tief in die Backen gestemmt. Nun weinte er, denn ein verlorener Posten hatte ihn angerufen. Gedankenschwer richtete er sich auf, nahm vom Waschtisch der Krankenstube ein Glas Wasser und reichte es Martins.

„Bruder, komm, trink!“ —

Der Kranke schluckte voll heißer Bier, als habe er Flammen unter den Rippen zu löschen. Und leckte die weiße Zunge über die Lippen, die trocken waren wie Häcksel. Der Trunk behagte ihm.

„Hach ja, — bleiben wir bei meiner Braut. Nur eins, Herr Pfarrer, nur eins: eh Sie Ihr heilig Handwerk tun; wo ist meine Trompete? Sie ruft nach mir, ich höre sie, ganz weit, ganz dünn, wie das Ticken Ihrer winzigen Uhr; ach, sie ist allein, dann war sie ja immer hilflos wie ein Kind im Feuer!“

Der Geistliche wußte keinen Trost. Was er zu sagen hatte, klemmte ihm die Brust ein und die Zunge steifte sich gegen seine Botschaft.

„Martins, Ihre Trompete haben wir verschenkt!“

„Waaas? — Verschenkt? Meine Trompete? An wen?“

Ganz starr, rot in den Augäpfeln, schoß Martins seine Blicke gegen den Pfarrer.

„Wir haben das Blechhorn an einen Sammler verschenkt, an einen hochherzigen Herrn, der hier Ihre Unterkunft bezahlt; er sah vom Weintisch aus, wie Sie am Ufer zusammenbrachen!“

„An einen Sammler?“

Martins fiel wieder jach hintenüber, sah wild gegen die Stubendecke.

„An einen Sammler? Meine Trompete an einen Menschen mit — mit Geld? — Und das hat sie sich gefallen lassen? Ist das Ding denn doch nur von Blech? Ist es treulos geworden?“

„Nicht fluchen, Freund, nicht murren, der Sammler war früher nicht mehr denn Sie; durch Arbeit und Klugheit ist er reich geworden!“

„Pah.“ —

Hier trat dem Sterbenden Schaum vor die Zähne.

„Durch ehrliche Arbeit wird keiner reich, nein, nie, niemals, es sei denn, er wuchert, er saugt, er betrügt um Ware oder Zinsen!“

Und ächzte noch heißer hinterdrein:

„Ach, jerum, Hilfe, mein Horn ist zum Judas geworden, hat sich einem Wechsler vermählt, der dreißig Silberlinge gab, pfui, niederträchtig!“

Er spie aus, röchelte in den Schlaf neuer Ohnmacht hinüber. Der Geistliche wischte sich Tropfen von der Stirn. Noch nie war er so arm gegen einen Erlöschenden, der ihm alle Spende aus den Händen sog. Seltsam war dieser Tag, so verklagend und schreckhaft; er schlich leise hinaus, sich mit allen zu bereden, die sich des bärtigen Sängers angenommen hatten.

Martins schlief indes in die Nacht hinein; draußen bligte die Luft vom Frost, der weiße Eiselken an die tropfenden Scheiben des Krankenzimmers malte.

Irgendwo brummten zwölf Mitternachtsschläge, tief und nachhaltend. Da schlug Martins die Augen auf, stemmte sich hoch im Bett, tastete um sich, fand Kerze und Feuerzeug. Er zündete ein Licht an, schlüpfte ruhig, ohne jede Siebereile in Hose und Mantel, drückte sein Fenster gegen die weiße Winternacht auf und sprang hinaus, auf die wenig tiefer gelegene Straße, die handhoch voll Schnee lag, darein seine Sohlen knirschten. Er schüttelte eine Faust gegen das Spital, hielt in der Linken die rauchende Kerze und klagte an:

„Sterben soll ich? Wie? Ihr Edelmütigen, ihr Barmherzigen ohne Barmherzigkeit! Nun hol ich zurück, was ihr genommen habt, gehe noch den sechs von den sieben Gebrüdern nach, daß sie nicht verzeifeln ohne mich; o, wie falsch war ich, sie zu verlassen!“

Martins torkelte fort, trunken vom Wahn. Seine Stimme hatte mehr geheult als gesprochen, das Fieber kroch das Mark hinauf zum Hirn. Wie ein Spukgeist trippelte er durch die Nacht, die Kerze erlosch nicht in seiner Hand, scharf biß der Wind, ringsumher junkerten Hunde. Dabei wirbelte dicker Schnee vom Himmel, dichter und dichter; Martins wußte kein Ziel, und doch strebte er einem zu. Hier lag das Wunder seines Schicksals und seiner selbst, jenes Geheimnis, vor dem wir demütig sein wollen: Sein heiligster Besitz war seine Trompete, mehr ließ ihm nicht die Welt, die ihn um alle Anker beschwindelt hatte; raubt einer Mutter das Kind: sie wird es finden über Meere und Schluchten; ihr nahm Martins sein Horn: er spürte seiner Witterung nach, tat noch einen Sprung über eine Hecke, einen Lauf durch gezirkelte Gärten: Da stand er vor den Bogenfenstern eines stolzen Parkhauses, das hoch vom Hang der Löwenburg hinabsah auf den Rhein, das eines Zuckerhändlers dionysisches Besitztum war. Martins zögerte nicht. Er legte sein Ohr an die kalte Steinwand des Gebäudes, horchte und wußte, daß er am Ziel war. Alles lag im Schlummer der Gesättigten, in keinem der vielen Schloßzimmer blinzelte Licht. Da nahm er einen

Stein vom Boden, schlug eine Scheibe ein, daß die Scherben laut ins Haus klingelten. Slink schwang er sich hinauf, riegelte die Fensterflügel auf, stand mitten auf dem Parkett einer Stube, die nach Südwejn roch, nach Edelohst und Tabak. Rings Teppiche, Oelbilder und Stofftapeten, in der Ecke aber ein schwarz polierter Stuhflügel, dessen Tasten offen lagen wie der Mund eines Menschen, der grinsend seine Zähne zeigt. Martins setzte seine Kerze auf den Flügel, hockte nieder in einem tiefen, weichen Diwan, stützte den hämmernden Kopf, sann nach. Ein barsches Hüfteln fiel ihn an und seine Stirne hatte Schweiß nach dem hastigen Lauf durch die Nacht. Plötzlich aber traten seine Augen stier, groß aus ihren Höhlen; er stand auf, sein Atem pfliff und keuchte, er tastete sich weiter in der Stube, ein Lächeln übergoss sein Gesicht zu heller Verklärung: er griff über die Kante eines Notenschrankes, tat einen Schrei verhaltener Freude und — umklammerte in den Säusten seine Trompete, die er koste wie ein Kind, die er küßte, so heiß und wild, als habe sie unter der Hitze seiner Singer Leben bekommen.

„Du —, ja du, kalt bist, hu kalt, und so elend, je je, hab' ich dich wieder, Kind?“

Und küßte immer wieder das Blech, just da, wo es aufgerissen war von der Kugelwunde; er gab das Letzte an Inbrunst her, ließ dicke Tränen auf seine Säuste kollern und stieg wieder hinaus, so schwebend und gespenstisch das Haus und seinen Park zu verlassen, wie er es auch betreten hatte.

Bald klang es von drüben herüber, indes das Echo der Triste alles zweifach wiedergab, ein altes, tapferes Lied:

„Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur,
noch eine Morgenglocke nur,
nun stille nah und fern!“ —

Und plötzlich schrie der Klang ab, fast gab das Echo auch noch dies letzte Röcheln wieder.

Im Walde fanden sie ihn am Morgen, den Hornist Martins, der in einer Lache ausgestürzten Blutes schwamm, das zwischen seinen Lippen eine sickernde Quelle hatte.

Keiner vermochte die Trompete aus seinen starren, schwarzen Säusten zu schälen; sie haben ihn damit begraben müssen.

Aus dem Leben eines Danzigers

Von Professor Dr. Waldemar Mehlke

IV.

Von unseren schwarzen Husaren will ich jetzt reden, denn mein Vater, Max Mehlke, galt auf seinem Pferde Virgil als einer ihrer schneidigsten Reiter. Er konnte es in seinem Dienstjahr nur bis zum Gefreiten bringen, denn man schrieb das Jahr 1866. Schon am 15. Juli wurde er in dem Gefecht bei Kralitz schwer verwundet und gleich darauf dekoriert. Hoch jedenfalls steht er über mir, der ich über den Landsturm nie hinausgekommen bin. Seine Briefe aus dem Felde an die Eltern liegen vor mir. Ueber Warmbrunn ging es nach Böhmen. Den Husaren fiel natürlich der Aufklärungsdienst an der Grenze zu. Mein Vater führte kleine Patrouillen und traf auf der andern Seite mehrfach ungarische Husaren, die aber bemüht waren, sich den Preußen von der freundlichsten Seite zu zeigen und jedem feindlichen Zusammenstoß aus dem Wege zu gehen, auch wenn sie in großer Ueberzahl waren. Von der Bevölkerung wurden die Danziger Totenköpfe überall mit Jubel begrüßt. „Es ist nicht zu sagen“, schreibt mein Vater aus Greifenberg am 11. Juni, „wie die Leute den schwarzen Husaren gut sind. Sie bestürmen uns immer mit Fragen, wo das Regiment sich den Ruhm erworben hat, und wollen näheres von seinen früheren Gefechten hören. Besonders die Mädchen. Ich bin heute bei einem wackeren Seilermeister in Quartier, der vier liebenswürdige Töchter hat, und mache allen vier den Hof, werde auch von allen vier verpflegt, es ist recht anstrengend. Mein letzter Grenzritt war komisch. Mit drei Husaren sollte ich ein Wäldchen erkunden, wo 80 Oesterreicher liegen sollten. Wirklich kamen schon am Rande zwei Gestalten zum Vorschein. Was tun? Melden müssen wir, Kameraden, los auf die Kerls! Die reißen aus, fallen auf die Knie — es waren zwei halbwüchsige Burschen, sonst im Walde kein Mann. Wir haben vorläufig die ganze Gegend von Lügen und Märchen zu säubern.“ Dann kam der 3. Juli mit Königgrätz, wo ja der Kavallerie die entscheidende Rolle zufiel. Zwei Tage darauf schreibt mein Vater: „Seit gestern morgen hab ich noch nichts gegessen, als ein Stück hartes Brot, aber das macht nichts, wir siegen doch. Auch hab ich nichts mehr in der Flasche, denn den Rest gab ich drei verwundeten Oesterreichern, die mich baten, sie zu töten, als ich vorüberritt. Sie nahmen doch den letzten Schluck, und ich denke, liebe Eltern, das wird dem Allmächtigen besser gefallen. Säbelgefechte sind mir erfreulich, aber die Granaten, mein Virgil kann sie nicht leiden, und ich auch nicht.“ Fünf Tage nach der Verwundung: „Trautenau und Königgrätz taten mir nichts, und ich blieb immer einer der

Lustigsten. Und jetzt? Unsere zweite Eskadron schlug sich mit der dreifachen Zahl sächsischer Dragoner, trieb sie auch in die Flucht, aber wie sahen wir nachher aus. Ich bekam eine Kugel durch den linken Oberschenkel, einen leichteren Schuß in die rechte Schulter, einen Hieb in die linke Schulter und einen aufs linke Handgelenk. Aber an meinen rechten Arm konnten sie nicht heran, das ist meine Genugtuung, von dem bekam mancher ein Vergißmeinnicht. Virgil geht's besser als mir, er kann sich doch noch drehn." Am 8. August aus dem Lazarett: „Der Kronprinz war hier und hat uns Husaren mit Händedruck für unsere Bravour gedankt, er wolle Prinz Karl von uns erzählen.“ Am 27. August auf deutschem Boden: „Noch mehr als ein Granatenfeuer hatten wir zu überstehen, aber es waren Blumensträuße und Lorbeerkränze, die uns Husaren in den Wagen geworfen wurden.“

Ich verlor meinen Vater, als ich noch nicht fünf Jahre alt war. Die Wunde über dem Knie hemmte doch seine Beweglichkeit und zwang ihn früh, unser Gut Schröterswalde, wo meine beiden ältesten Schwestern begraben liegen, aufzugeben. So wuchs ich mehr unter den Thymians auf. Nur einer Ansprache meines Vaters erinnere ich mich, als ich seinen Stock, den er vermißte, als Steckenpferd gebrauchte. Leider war die Anrede nicht, wie zu wünschen gewesen, „du Held“ oder „du Genie“, sondern „du Esel“. Heute meine ich, daß sich das nicht auf mich, sondern vorahnend auf den Stock als Ersatz des Pferdes bezogen haben mag, denn abgesehen von Ackergäulen hat mir das Leben den Esel als Reittier zugeteilt, in den chinesischen Gebirgen nämlich, wo ein noch so edler Virgil auf nur meterbreitem Felspfad — rechts steile Wand, links Abgrund — versagt hätte.

Mit dem Händedruck des Kronprinzen an meinen Vater 1866 begannen meine Beziehungen zu den Hohenzollern. Wenn sich bei dieser fröhlichen Ankündigung etwa irgend jemand mit ausgefuchter Bosheit meines Verhältnisses zu dem Dichter Eichendorff erinnert, so ist das sicherlich kein alter Danziger, sondern einer von den neu Zugezogenen, denn auch ich habe einen solchen Händedruck bekommen, und zwar von der Enkelin, Viktoria Luise, Herzogin von Braunschweig, in Gmunden 1916, allerdings mehr durch das Ansehen meiner Frau, deren welfische Familie seit Urzeiten im Privatdienst der hannoverschen Königsfamilie stand und deren Vorfahre 1866 an der Spitze seines Regiments bei Langensalza fiel, „von sieben Kugeln durchbohrt“, wie auf einem Gmundener Feldzeichen zu lesen steht. Das gehört in diesen Zusammenhang, weil die Herzogin sogleich zu mir von ihren Husaren und den Verlusten des Regiments im Weltkrieg sprach, als sie hörte, daß ich Danziger bin. Der inzwischen verstorbene alte Herzog von Cumberland, dessen ganze

Familie wir begrüßen durften, war so gütig, uns nach Peking sein Bild mit Unterschrift zu senden, als wir uns von dort aus meldeten. In Anbetracht, daß ich zur Zeit des Besuchs noch Oberlehrerdienst ausgerechnet am Berliner Wilhelms-Gymnasium tat, war das sehr viel; aber schon der Schloßkastellan, den ich auf diese Verzierung meiner so wenig welfischen Visitenkarte hinwies, meinte beruhigend: „Wir nehmen das nicht so genau!“ Mit dem — von diesem Vorzug freilich nichts ahnenden — Enkel des Kronprinzen von 1866, dem Kronprinzen unserer Zeit, hatte ich 1901 die Bonner Universitätsbänke in der Vorlesung des Historikers v. Bezold gedrückt. Und wenn die preußisch-hannoversche Heirat des jungen Herzogspaares kurz nach der unseren vielleicht keine Nachahmung war, so — hätte sie es doch sein können. Immer besser ein historisches Verdienst mehr als eines weniger!

Diese Beziehungen zu den Hohenzollern genau ein halbes Jahrhundert hindurch mündeten in ein Gefühl stiller Trauer: Danzig ohne Husaren! Mit wie großem Interesse beteiligte sich noch Erzellenz von Mackensen an dem Abschnitt meiner Lessing-Monographie, in dem davon die Rede ist, daß möglicherweise der Husaren-Rittmeister von Baczko, seinerzeit in Breslau, Lessing als Vorbild zum Tellheim in „Minna von Barnhelm“ gedient haben könne.

Manches tragische Schicksal hat die Familie Oehlke getroffen, auch in weiblicher Linie. Zwei Schwestern meines Vaters wurden als schon erwachsene Mädchen in den Fluß gerissen, der eine vorspringende Landecke unterspült hatte, und konnten von dem ältesten Bruder Julius, der vom Felde heransprengte und sich vom Pferde ins Wasser stürzte, nur noch als Leichen geborgen werden. Dessen Tochter Emmy vermählte sich mit dem russischen Oberst Otfinowski und war zeitweise „Kommandeuse“ der Insel Kreta, wo ja damals der militärische Oberbefehl der Besatzung unter den Garantie-Mächten wechselte, erlebte aber den Schmerz, daß ihr Mann 1914 gegen ihr eigenes Ostpreußen ziehen mußte, und rettete sich mit ihm und dem Kinde nach der Revolution nur mühsam vor den Bolschewisten über die Türkei nach Serbien, wo der Oberst aus einer alten Liebhaberei, dem Schustern, in der Not ein Handwerk machte, ging dann aber wieder den Augen unserer Familie verloren. Briefe dieser armen Verschollenen waren auch nach Danzig gewandert, sie hatte uns einst auf der Durchreise nach Paris besucht und stand mir von den Verwandten der gleichen Generation am nächsten, wir wußten es beide, wie Zwillingsgeschwister. Das ist überhaupt ein merkwürdiges Kapitel, der Strom des Bluts; oft erkennt man erst in den alternden Zügen, nach welchem der Vorfahren ein zeitgenössischer Verwandter geschlagen ist, so daß man sich dann über den Mangel gegenseitigen Verstehens nicht mehr wundert. In Peking, wohin die Flüchtlinge

noch schrieb, lernte ich das Elend russischer Emigranten erst ganz kennen. Kümmerlich ernährte sich der frühere Gesandte des Zaren dort von kleiner Häuser-Spekulation.

Zu den greisen Großeltern Oehlke führte mich als Untersekundaner meine erste Reise über Königsberg. Wenn ich nach heimlicher Pfennig-Berechnung im Gasthof mit möglichst tiefem Ton rief: „Kellner, zahlen!“, steckte ich die linke Hand in die Hosentasche, um mir noch mehr männliches Ansehen zu geben. Für die dritte Wagenklasse ausgestattet, fuhr ich vierter, was damals noch keine Ehre war wie in und nach dem Weltkrieg.

Die Ausflüge auch von der Schule aus gehörten zu dem Besten, das sie uns gab. Namentlich meine Zoppoter und Olivaer Wälder lehrten mich lesen. Verhaßt war mir von jeher der Lügenaufpuß der Bühne. „Ohne Stimmung keine Kunst“, sagten mir rauschend Wald und Meer. Darum ist der Photographie-Sieg des Naturalismus für mich nie einer gewesen. Vom klassischen Altertum hätten mir Iphigenie und Antigone schon gefallen, wären sie nur nicht verknäult gewesen in die Tantalus- und Oedipus-Gräßlichkeiten. Das Bestialische in der Menschheit schien mir das künstlerische Mord-Instrument geschaffen zu haben, das man Tragödie nennt. Wie herrlich sich vorzustellen, wie in diesem Augenblick hinter dem Vorhang Maria Stuart geköpft und Wallenstein erstochen wird — so grollte ich. Hektor und Andromache retteten mir Homer, die übrigen homerischen Banditen lebten mir nur von Betrug, ohne den nicht einmal Achilleus den erschöpften Hektor zwingt, und selbst das Heldentum Tells stand mir mit seinem Pfeilschuß aus dem Hinterhalt auf schwachen Füßen. Darum trat mir der idyllische Böhme Adalbert Stifter näher — wenigstens ein Dichter ohne Mordspektakel. Mancher von uns betrachtete ja auch mit Andacht einen wundersam mit Moos umwachsenen Stein, wo andere den Mangel jeder sogenannten „Aussicht“ bedauern. Der Unterschied liegt in dem Begriff des Seh-Organes. Und dann wundert man sich noch, daß der eine Mensch dem andern nichts sein, nichts sagen kann!

Mathematik war mein Leidenschaftsfach, obwohl meines eigenen Lehrers Sohn, Erich Momber, heute die Autorität der Harzer Talsperrenfrage, sich als mein Freund die größte Mühe gab, mir wenigstens das Mechanische soweit beizubringen, daß ich mit „Genügend“ abschloß. Dafür dichtete ich zwei Novellen, eine dünne und eine dicke, und schrieb als Primaner ein — glücklicherweise nicht gedrucktes — philosophisches Buch mit dem bescheidenen Titel: „Ästhetisches Soll und Haben der Tragödie im Spiegel der Metaphysik“. Es war so tief, daß ich es nach ein paar Jahren selbst nicht mehr verstand. Die Novellen hatten übrigens beide Mädchen-

namen als Titel, die dünne hieß Jerika, die dicke — Novelle meine ich — Margarit. Beide waren Künstlerinnen, denn über „das Weib als solches“ war man in der Prima schon längst hinausgewachsen. Nur Mannesprobleme beschäftigten uns auch in der heimlich besuchten Rodenackerschen Brauerei, bei Biedenweg am Olivaer Tor und bei Plotkin.

Aus solchen Männern machte die Reiseprüfung Helden mit roten Mützen. Erstaunlich, daß die Erde aus diesem Anlaß nicht wenigstens einen Augenblick stillstand!

Dein Tun — dein Schicksal!

Es ist das herrlichste von den Natur-Gesetzen,
 daß jeder seine Grenzen selbst kann sehen! —
 Du kannst dich in dein enges Ich einschließen;
 du kannst auch ganz ins Welt-All dich ergießen.
 Du kannst als Mensch — ein Teufel sein auf Erden!
 Doch kannst du auch ein Kind des Herrgotts werden . . .
 Ganz wie du willst! — Nur mußt du dann das wollen,
 was alle Kinder Gottes wollen . . . sollen!

Bisher war all dein Tun ein Selbst-Betrügen.
 Du mußt dich ganz in Gottes Willen fügen!
 Dann füllen Kraft und Freude deine Adern.
 Dann wirfst du nie mehr mit dem Schicksal hadern! —

Sieh, dieser Hader ist ein Selbst-Vernichten.
 Bedenke: Schicksal ist: — des Herrgotts Richten.
 Dein Schicksal ist: die Ernte deiner Saaten,
 all deines Wollens, aller deiner Taten! . . .
 Was du im Leben je an Unkraut sätest,
 wird zehnfach Unkraut, wenn du es nicht sätest.
 Was du an Gutem sätest, Liebe, Güte,
 das wächst dir zu in zauberhafter Blüte! — —

Du selber — bist — dein — Schicksal! — Willst du's zwingen,
 mußt du den Dämon ICH erst niederringen.
 Denn Keiner je in Gottes Gunst sich wiegte,
 wenn er zuvor nicht ganz sich selbst besiegte! — —

Uns Kreuz mit deinem ICH! Bald wirfst du's lernen,
 dein Schicksal, das bisher kam aus den Sternen,
 das dich zerschlug mit furchtbaren Gewalten,
 fortan — in — deiner — eignen — Hand — zu — halten! — —

Fritz Rudnig

Singen

Von Fritz Müller, Partenkirchen

In die Konfirmationsstunde ging sie zu einer Zeit, als sie noch eine Mutter hatte. Aber weil die Mutter krank war, nahm die Grete den Kummer mit in den Unterricht. Und was auch der alte Pfarrer aus der biblischen Geschichte und dem Katechismus lehren mochte, sie hörte es kaum.

„Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott“, ließ der Pfarrer aus dem Katechismus aussagen. Und dann beschrieb er den Mädchen diesen Gott. Aber soviel neue Züge er dem großen Bild auch geben mochte —, für die kleine Grete wurde immer der Kopf der leidenden Mutter daraus.

„. . . und du sollst keinen andern Gott neben mir haben“, ging es weiter im Unterricht. Und die Grete nickte traumverloren dem Bilde ihrer Mutter zu: Nein, nein, sie hatte keinen andern Gott als ihre Mutter.

Und als dann der alte Pfarrer zu der Leidensgeschichte von Jesus Christus kam, war es wieder Gretchens Mutter, die da litt. Und den Widerschein davon konnte jeder, der da wollte, auf Gretes Kindergesicht ablesen.

„Geht's dir so nahe?“ fragte der alte Pfarrer und streichelte die Grete. Und als diese nickte, war er stolz auf die Wirkung seiner Worte. Nur, daß er eben Jesus meinte und Grete ihre Mutter.

Aber dann sprang der Konfirmationsunterricht über zu der Auferstehung. Und da wollte der Pfarrer fröhliche Gesichter sehen. Und sie waren auch da. Von allen Bänken leuchteten sie. Nur Gretes Gesicht blieb ernst und traurig.

„Freust du dich denn nicht über die Auferstehung?“, fragte der Pfarrer.

„Die Auferstehung?“, sagte Grete schüchtern und sah durch einen Nebel Mutters täglich mehr zerfallendes Gesicht, „ach Gott, Herr Pfarrer, ich glaube an keine Auferstehung mehr.“

Des alten Pfarrers Augen wurden groß. Die ganze Klasse blickte entsetzt auf Grete.

„Du gottloses Mädchen“, wollte der Pfarrer sagen. Aber da kam ihm Grete zuvor.

„Mutter wird nicht mehr auferstehen können, hat der Arzt gesagt“, setzte sie hinzu.

Da verstand es der Pfarrer, und das arme Kind, das in seinem Schmerz immer höher wurde, dauerte ihn. Und er ging von Ostern wieder zurück in die Leidenszeit, und sagte den Kindern: Wenn

sie irgendeinen großen oder kleinen Kummer hätten, da gäbe es ein gutes Mittel; singen müßten sie, dann würde vieles wieder gut.

„Vielleicht hat es eine von euch schon einmal versucht?“ setzte er hinzu.

In der letzten Bank ging ein Mädchenfinger in die Höhe.

„Ja“, sagte die Hedwig, sie hätte es einmal getan, als sie einen Kummer gehabt habe.

„Einen großen?“ fragte der Pfarrer.

Die Hedwig besann sich.

„Nein“, bekante sie, „er war nur mittelgroß.“

Der alte Pfarrer lächelte.

„Und hat's geholfen?“ fragte er.

„Jawohl“, nickte die Hedwig.

Was sie denn gesungen habe?

Ich ging durch einen grasgrünen Wald
und hörte die Vögelein singen...

„Ja“, sagte der Pfarrer, „das sei ein gutes Lied, und so eines könne schon helfen.“ Jetzt ging noch ein Finger in die Höhe. Das war die Emma.

„Ich habe einmal einen Vierer in der Geographie gekriegt“, sagte sie geschwind, „und wie ich dann gesungen habe, hat's auch geholfen.“

„Für die Geographie?“ fragte lächelnd der Pfarrer.

„Nein, nur für den Kummer“, sagte Emma frei.

„Und was hast du gesungen?“

„Ich ging durch einen grasgrünen Wald — die Hedwig ist meine Freundin —, wir haben die gleichen Lieder, Herr Pfarrer.“

Da läutete es, und der Pfarrer schaute fast erschrocken auf seine Uhr. Er hatte heute noch die Jünger von Emaus durchnehmen wollen. Und eigentlich gehörte das mit dem Singen nicht in den vorgeschriebenen Stoff für den Konfirmationsunterricht. Oder doch? Er besann sich, während es draußen weiter läutete. Dann sagte er zu den aufstehenden Kindern:

„Jaja, Kinder, das rechte Singen ist fast soviel wie ein Gebet.“

Und dann nickte er der kleinen Grete nochmal extra freundlich zu.

Und dann hatte die Grete das mit dem Singen der kranken Mutter zu Hause erzählt. „Ja“, sagte die Mutter, „der Herr Pfarrer hat ganz recht, das Singen hilft schon — komm, wir wollen mal versuchen, Grete — du mußt fest singen, und ich

brumme ein wenig dazu — also wie hast du gesagt — Ich ging durch einen grasgrünen Wald und hörte die Vögelein singen — nicht?

Und dann klang es frisch und zuversichtlich im Zimmer von einer Kinderstimme. Und da und dort sang der kurz gewordene Atem der Kranken eine Zeile leise mit. Aber plötzlich brach sie ab, und ihr schmaler Kopf rutschte ein wenig tiefer das Kissen hinab. Ohne daß er darum aufgehört hätte zu lächeln. So daß das Kind nicht wußte, wie seine Mutter eben singend gestorben war. Und so kam es, daß es das Lied vom grasgrünen Wald immer weiter sang, während der Kummer immer leichter wurde. Und sie hörte erst auf, als die Tante hereinkam und mit einem Blick auf die Tote kreischte, das sei ja entsetzlich, wie das eigene Kind beim Tode der Mutter singen könne...

Und dann war Grete im Waisenhaus. Im Waisenhaus hatte das Singen einen schmalen Platz. Nur am Freitag von 11 bis 12 Uhr, wenn auf dem Stundenplan „Singen“ stand, wurden die vorgeschriebenen Lieder eingelernt. Aber aus sich selbst quoll kaum ein Lied im Waisenhaus. Die grauen Wände hätten's nicht gelitten. Die grauen Wände des Waisenhauses hatten keinen Durst auf Lieder. Aber manches Scheltwort und manchen stillen Jammer tranken sie begierig.

Da war eine Hausverwalterin, die hatte einen Pick auf Grete. Nichts war ihr recht, was Grete machte. An allem hatte sie zu mäkeln und die Grete zu ducken.

„Stell dich nicht so an wie eine zimperliche Prinzessin, sagte sie.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Frau Brunner.“

„Immer hältst du den Kopf kerzengerade. Das gehört sich nicht im Waisenhaus. Warte nur, das Leben wird dich schon die rechte Demut lehren.“

Aber mit der Demut meinte sie die Demütigkeit gegen sie.

„Ich bin doch nicht übermütig, Frau Brunner“, sagte Grete.

„Was, schon wieder eine Widerrede“, und sie schlug ihr mit dem Staubtuch ins Gesicht.

Da blizten die Augen des Kindes, und die junge Brust wogte. Und schon wollte sie etwas Scharfes sagen. Denn sonst hätte sie laut aufweinen müssen. Und das möchte sie nicht in Gegenwart der Frau Brunner. Entweder Zorn oder Weinen, Weinen oder Zorn. Etwas anderes war nicht möglich. War wirklich nichts anderes möglich? Gab es nicht noch ein drittes? Und siehe, da leuchtete eine Vision in ihrem Jammer: Sie sah sich wieder in der Konfirmationsstunde. Am Katheder stand der Pfarrer. Und jetzt tat er seinen Mund auf und sagte: „Singen müßt Ihr, dann wird vieles wieder gut!

Und schon tat die Waisenhausgrete ihren Mund auf und ging von der Frau Brunner fort den Gang entlang und sang:

Ich ging durch einen grasgrünen Wald
und hörte die Vögelein singen,
sie singen so jung, sie singen so alt...

Und je weiter sie mit dem Singen kam, desto fröhlicher wurde der Gesang. Und zuletzt schmetterte er fröhlich durch die langen Gänge, daß die grauen Wände mißbilligend ihre Runzeln unter der Decke zusammenzogen.

„Was soll nur diese Singerei im Waisenhaus?“

Und die Frau Brunner lief mit einem dicken, roten Kopf zum Waisenhausvorstand:

„Die Grete sei ein ganz verworfenes Geschöpf,“ sagte sie, „was man ihr in Güte sage, singe sie einem zum Troß ins Gesicht.“

Da ließ der Vorstand die Grete kommen:

„Haßt du der Frau Brunner ins Gesicht gesungen?“

„Ja, weil sie mich geschl —, weil sie mich geärgert hat.“

„Wie kommst du darauf, zu singen?“

„Unser Pfarrer hat gesagt, wenn man einen großen Kummer habe — oder auch einen kleinen —, so müsse man singen: das sei fast so gut wie ein Gebet.“

Der Vorstand schüttelte den Kopf.

„Und was haßt du gesungen?“

Und da fing die Grete mitten im Amtszimmer des Waisenhauspräsidenten frank und frei zu singen an, daß ihr junger Körper schwang:

Ich ging durch einen grasgrünen Wald
und hörte die Vögelein singen,
sie singen so jung, sie singen so alt...

Der Waisenhauspräsident aber hatte sich in seinen Schreibstuhl gesetzt und den Graukopf in die Hand gestützt, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Als die erste Strophe fertig gesungen war, keifte die Frau Brunner dazwischen:

„Nun hören Sie mal selbst, Herr Präsident, das hat das ungezogene Ding mir, einer alten Frau angetan und überhaupt —“

Aber der Präsident hob seinen grauen Kopf nicht auf und sagte kein Wort. Da war die Frau Brunner brummend hinausgegangen. Und noch durch die Türe hörte sie die zweite unbekümmerte Strophe:

O singe nur, singe Frau Nachtigall!
Wer möchte die Sängerin stören...

Da wußte Frau Brunner: Sie hatte verspielt, und die Nachtigall hatte gewonnen. Die Nachtigall in dem grauen Waisenhausgewand da drinnen bei dem Herrn Präsidenten, der immer den aufgestützten Kopf in den Händen vergraben hatte und von vergangenen Zeiten träumte...

Und nun war die Grete schon lange nicht mehr im Waisenhaus, sondern draußen in der Welt der Arbeit stand sie fest auf beiden Füßen und schaffte sich ihr Brot. Es war nicht immer leicht, das Allein stehen in der Welt. Und mancher Kummer kam über sie, leicht hin ausgespritzt von Leuten, die auf ein solch elternloses, einsichtiges Ding nicht zuviel Rücksicht nehmen. Aber die Grete biß die Zähne zusammen, die jungen. Doch nur einmal oder zweimal. Denn schon beim drittenmal war es ihr eingefallen, daß das gar nicht richtig war. Nicht zusammenbeißen mußte sie die jungen Zähne, sondern auseinandertun zum Singen.

Und so sang sie sich heimlich alles Leid herunter in der Kammer. Und nach jedem Liede war sie wieder frisch. Wie nach einem herrlichen Bade, das allen Jammer und alle Vergnügtheit von ihren Gliedern spülte. Und so sang sie sich schon nach wenigen Jahren hinauf in eine Stelle als Sekretärin. Und stellte das Singen erst recht nicht ein, wenn sie Ferien bekam. Wenn sie hinauswanderte ins Gebirge und in den Wald.

Da war es einmal, daß sie sich müde gesungen hatte über das Gebirge. Wenn nur das Dorf schon dagewesen wäre, damit sie hätte rasten können, dachte sie ungeduldig und stolperte über eine Baumwurzel.

„Au!“ Da war das Unglück da: Der Fuß verknackst und weitentfernt die Raft. Sie hinkte bekümmert zu einem Stein und setzte sich darauf. Das war doch ärgerlich — nein, der ganze Tag vergällt und — auf einmal fiel's ihr wieder ein: Wenn man einen Kummer habe, einen kleinen oder großen, so müsse man singen. Und halb lächelnd und halb unter Tränen fing sie an:

Ich ging durch einen grasgrünen Wald — Au!

Der schlenkernde Fuß war an einen Stein gestoßen.

Und hörte die Vögelein singen —

Hm, der Schmerz schien nachzulassen?

sie singen so jung, sie singen so alt —

Vielleicht war's doch nicht so schlimm, und sie konnte wieder langsam gehen?

die kleinen Vögelein in den Wald —

Da ging sie auch schon wieder langsam über den Moosteppich.

„die hör ich so gerne wohl singen!“

kam's von der anderen Seite.

Sie schaute erstaunt auf: Da kam schon ein Echo, bevor sie die Zeile noch gesungen hatte!

Es war ein Wanderer, sangesfreudig wie sie, der da in den Weg einbog. Wie dumm! Nun wollte sie aber nichts mehr singen.

O, singe nur, singe Frau Nachtigall —

kam es von den Lippen des unbekümmerten Wandersmannes,

Es lauschen die Blumen, die Vögel all,
und wollen die Nachtigall hören.

Sie sah dem Sänger in das offene Gesicht und kam zu dem Schluß: Hatte sie einmal die keifende Frau Brunner im Waisen-
hause angesungen, so war es doch sicher bei dem Gesichte dieses
Wanderers auch zu wagen. Und ehe sie sich's versah, sangen sie
zusammen:

Nun muß ich wandern, bergauf, bergab;
die Nachtigall singt in der Ferne.

Gott sei Dank, daß sie sich nicht vorgestellt hatten. Wie häßlich
klänge zwischen diesen Liederzeilen: „Sehr angenehm. Mein Name
ist . . . Sie gestatten, Fräulein, daß . . . Sehr angenehm . . . Bitte ganz
meinerseits . . .“ „Wie wunderbar dagegen jetzt zu zweit im Wald:

Es wird mir so wohl, so leicht am Stab,
und wie ich wandre, bergauf, bergab:
Die Nachtigall singt in der Ferne . . .

Die Ferne war ein Jahr lang. Dann standen die beiden Sänger
am Altar. Es war eine kleine Vorstadtkirche. Und außer den
beiden war nur noch ein zufällig hereingekommenes altes Weiblein
da. Und natürlich, war noch der Pfarrer da. Ein recht alter
Pfarrer war es, und er hatte gesagt, das sei sicher seine letzte
Trauung, die er zusammenfüge.

„Jaja, Gretchen, glauben Sie's nur,“ setzte er hinzu, „ich war
damals schon alt, als Sie zu mir in die Konfirmationsstunde gingen.“

Und jetzt hatte er sie beide zusammengegeben vor dem Altar,
und die Ringe waren gewechselt. Jetzt standen sie alle drei ein
wenig unschlüssig da. Und das alte Weiblein hinten im Kirchen-
düster streckte den Hals.

„Ist die Zeremonie vorüber, Herr Pfarrer?“ fragte der Bräu-
tigam leise.

„Ja, die vorgeschriebene schon,“ gab der alte Pfarrer ebenso leise und freundlich lächelnd zurück, „denn ob ich Ihnen jetzt noch eine kleine Predigt halte, steht bei mir.“

Da faßte sich die Braut ein Herz.

„Ich wüßte schon eine, die ich mir gerne wünschte,“ raunte sie, „auch mein Bräutigam, glaube ich — dürfen wir's Ihnen in der Sakristei sagen, Herr Pfarrer?“

Da drehte sich der alte Pfarrer langsam um und ging voran in die Sakristei.

„Herr Pfarrer,“ sagte dort die Braut schnell und ergriff des Priesters Hand, „Herr Pfarrer, Ihre Gretel verdankt Ihnen viel.“

„Nun, und was wäre das?“ fragten die jung gebliebenen Augen des Pfarrers.

„Das Lied, Herr Pfarrer, das Singen. Wissen Sie noch, wie Sie damals sagten: Wenn man singe, würde vieles besser, und es sei oft so gut wie ein Gebet, wissen Sie das noch?“

Der Priester nickte.

„Nun, Herr Pfarrer, Sie hatten recht: Das Lied hat mich über alles Ungemach hinweggetragen, und hat mich und meinen Bräutigam zusammengeführt.“

Nun nickte auch dieser.

„Und wissen Sie auch noch, Herr Pfarrer, wie das Lied damals geheißt hat?“

„Freilich“, sagte der alter Priester, hob seinen Kopf ein wenig, sah auf die dunkle Decke der Sakristei und begann leise:

Ich ging durch einen grasgrünen Wald —

Geschwind warf die Braut dem Bräutigam einen Blick zu: Siehst du, hieß der Blick, diese Predigt habe ich von meinem Pfarrer haben wollen — komm und hilf mir. Ganz sachte fielen da die beiden ein:

„und höre die Vögelein singen,
sie singen so jung, sie singen so alt,
die kleinen Vögelein in dem Wald,
die hör ich so gerne wohl singen...“

Und mit jeder Zeile wurde der Gesang ein wenig lauter. So, daß er zuletzt sogar durch die geschlossene Sakristeitüre durchging und an das Ohr der verwunderten Alten schlug, die noch immer hinten im Kirchendüster den Hals reckte und jetzt zu sich sagte:

„Nein, jetzt so was — nun hab ich mich so gefreut auf die Predigt — und nun singen sie gar nur einen — einen Gesangsbuchvers in der Sakristei.“

Uebersetzungen aus dem Ukrainischen

Alexander Popowicz, einer unserer Mitarbeiter des Sonderheftes „Klempolen“ (Galizien), Jahrgang 7 Heft 12, hat uns aus seinen reichen Kenntnissen über die Ukraine in einem literarischen Streifzug die „Deutsche Art im Spiegel ukrainischer Dichtung“ gekennzeichnet. Leider erlaubte es der vorhandene Raum nicht, in dem vorgenannten Heft alle Uebersetzungen zu bringen, auf die Alexander Popowicz besonders Wert legt. Wer sich für diese Fragen interessiert, der greife zu unserem Märzheft und lese die genannten Beiträge. Die hier gegebenen Landschaftsbilder aus der Ukraine und aus den Karpathen ergänzen das Sonderheft „Klempolen“.

Die Schriftleitung

Landschaftsbilder aus der Ukraine

Blick ins Land

Aus der Erzählung „Der Bär“ von Marko Wowschok

Stand einst im Felde, in Waldesnähe, ein kosakischer Bienenhof. Ihr wißt wohl, was für ein Ding das ist, solch ein Bienenhof? Habet vielleicht bisweilen nach dem Honig gesehen, bis euch die Bienen¹⁾ . . . oder es hat euch zu anderer Zeit der Honig selbst²⁾ . . .

Der Bienenhof war von einem Weidenrutengeflecht umzäunt und in den Baumgarten hatte der Kosake ganze sieben hohe, alte und knorrige Eichen gepflanzt und an achter Stelle eine breitästige Weide. Wer immer diese Weide wahrnahm, frug sogleich, wie sie nur hier zwischen den mächtigen Eichen allein habe wachsen mögen, aufrecht und froh; und die Weide gab in jedem Frühjahr Kunde, daß, ob schon sie zwischen den Eichen einsam dastand, ihr dennoch der Platz gut anschlage, denn sie wuchs und strebte empor, hurtiger als der Kosakenenkel Mjchajlo . . . Ich sage Mjchajlo, denn er liebt es nicht, wenn man ihn Michalko nennt und ist taub gegen solchen, selbst zehnmaligen Anruf; so man ihn jedoch Mjchajlo ruft, wächst er im Nu vor euch gleichsam aus dem Boden hervor, im breitärmeligen weißen Hemde, in den unergründlichen Kosakenhosen, im roten Gürtel, demselben, den er selber auf dem Jahrmarkt, weit draußen in Koroliwka, gekauft hat. Damals hat er auch seine Stiefel mit dem roten Einschlag und jene Pelzmütze erworben, die er gar so lieb hat und überaus behutsam aufsetzt; der Großvater

¹⁾ Ergänze: zerstoehen haben.

²⁾ Ergänze: geschabet, wenn ihr euch im Genuße desselben übernehmet.

pflegt bei solcher Gelegenheit zu lachen und zu sagen: „Sieh' nur zu, Mŭchajlo, daß die lüſternen Bienen dir nicht deine herrliche Mütze zertragen, um daraus Honig zu machen!“ —

Mŭchajlo kleines Schwesterchen, die weiße, blondhaarige Melassia³⁾, pflegt, wenn der Großvater solches spricht und dabei lacht, mit ihrem Stimmchen wie mit einem Glöcklein dreinzuläuten. . . Nur Mŭchajlo widerstrebt dem Lachen, er zieht die schwarze Mütze bis auf die dunklen Brauen herab und wandelt abseits auf und ab wie ein Hetman im Angesichte des Feindes.

Wie gesagt: sobald man ihn anständig Mŭchajlo rief, wuchs er gleichsam aus dem Boden hervor und fragte, das dunkelbraune Haupthaar aus der Stirn schüttelnd und mit seinem schönen Blick dreinschauend, recht artig: „Was wünscht Ihr?“ — Fragt Ihr nach dem Alten, so läuft er sogleich und holt den Alten von den Bienenstöcken; verlangt Ihr Schwesterchen Melassia zu sehen, so hat er euch flugs Melassia, das Schwesterchen, gestellt. . . Mitunter mag es freilich sich ereignen, daß Melassia sich schämt und sich im Grase verbirgt — denn Melassia ist klein wie ein Knötlein und findet überall leicht ein Versteck, auch baut sie darauf, daß, wenn sie bloß ein Auge zudrückt (beide wird sie nie in der Welt schließen, denn sie möchte alles sehen), niemand sie zu entdecken vermag — aber Mŭchajlo treibt sie dennoch auf, und gelingt es nicht sie gütlich zu bewegen, so faßt und trägt er sie hurtig, brav und lachend herbei, sollte ihn auch Melassia unterwegs kneifen. . . Warum auch nicht? Ein liebes, stilles Mägdelein hat mich einst bis aufs Blut gebissen, da ich es gewaltsam auf den Arm nahm. Beißen ist nicht fein, das läßt sich nicht leugnen, ist gewiß nicht fein; ist es aber schön, wenn man Gewalt anwendet? — Und Mŭchajlo würde gewiß sein Schwesterchen nicht kränken mögen, wenn es ihm ernstlich zürnen wollte; nein, Melassia wehrt sich durchaus nicht im Zorn auf diese oder jene Weise, sondern aus lauter Scham, denn Melassia ist sehr schamhaft, und sobald sie einen fremden Menschen erblickt, errödet an der Fliehenden nicht nur das Gesichtlein allein, sondern es scheinen auch die Füßlein, die winzigen, mitzuerrotten, und ihr wisset dann nicht recht, was euch da entwischte: ob ein Häschen einherflichte, ein Vöglein aufschwirrte oder ein Mägdelein verschwand — ihr könnt es euch nicht klarmachen, noch den Leuten beschreiben. Ei, wenn ihr nur einmal vernähmet, wie Melassia euch und euer Gewand beschreibt und Gang und Blick! Kaum hat sie jemand erblickt und ins Auge zu fassen vermocht, so malt sie ihn dergestalt her, daß demnächst euch alle im Hause erkennen, sobald ihr nur eintretet: Das ist ja der Herr, die Frau, von denen Melassia erzählt hat! Obzwar, meine Lieben, dies

³⁾ Verkleinerungswort (Kosenname) für Melania.

nicht eben leicht zu bewerkstelligen ist, möcht' ich euch dennoch raten mit Melassia Bekanntschaft zu schließen, denn sie ist ein kluges Mägdelein und weiß recht viel, ist auch geneigt, euch manches davon zu lehren. Welch prächtige Lieder sie sang, und welch ergötzliche Märchen sie zu erzählen wußte, und nicht nur den Weg nach Kijew, sie wußte sogar, wohin man nach dem Cherson wandert!

Es hatte nun der alte Kosake (man nannte ihn Sahajny), nachdem er ein Gehege gezogen, nicht wenig Bienenstöcke aufgestellt — es gab ihrer eine Menge als wie Garben auf gutem Felde, und ich vermöchte kaum aufzuzählen, wieviel in seinem Besitze sein mögen, wohl viele, recht viele, denn es gab allhier ein überaus reges Bienenschwärmen (wollt nur nicht zu schlimmer Stunde euch darob verwundern!) fürwahr, ausbündig schwärmte es da! Einmal ums andere war zu hören: Ein Schwarm! Vom Feld her! Vom Hain! — Bald ruft Michajlo: ein Schwarm! und Melassia tönt gleich wie mit einem Glöcklein drein: ein Schwarm, Schwarm, Schwarm! — Dann verkündet wiederum Melassia: es fliegt, fliegt, fliegt! Und nun läuft Michajlo nachzusehen, ob es wahr sei. Bald hat auch der Greis, indem er einen Korb flücht, plötzlich Witterung bekommen, daß ein Schwarm naht, und geht, ihn einzufangen...

Es gab erschrecklich viel zu tun in diesem Bienenhof. Im Winkel hatte der Alte ein Hüttchen aus Weidenruten geflochten, Michajlo es sauber mit Stroh gedeckt, Melassia dann vor der Türe gefegt und dazu gesprochen: „Nun denn vollends!“ — Der Alte hatte mit Michajlo einen Hirschholunder, einen Fliederstrauch und einen Rosenbusch hergepflanzt, Melassia allerlei Samen gesät, und alles war gediehen, aufgegangen und aufgeblüht, das Gesonderte wie das Buntgemischte, den Leuten am Festtage gleich: zur nicht geringen Verwunderung Melassias, die da versicherte, sie habe alles hübsch gesondert, Reihe für Reihe ausgesät, und nun sei ein solches Gemisch aufgegangen. Michailo schweigt zu solcher Rede seines Schwesterchens, denn er möchte nicht mit dem kleinen Mädchen anbinden, schweigt und sieht zu, wie vom Zweig herabgebogen die Rose gleichsam fragt, ob um ihrer Schöne willen das niedrige Basilienkräutlein sich herangemacht habe. Doch das kriechende Kräutlein schiebt — aus dem Haufen seines Geschlechtes, den übrigen Basilienkräutlein, tretend — sachte seine Blüten vor, da diese sonst vom zudringlichen Zweizahn verdeckt werden könnten. Der blattrreiche Liebstöckel hat sich mit einer Handvoll Hanf verbrüderet, der Hanf hinwieder ist mitten unter die gefüllten Mohnblumen eingedrungen, die Mohnblumen sind unter die Kichererbsen geraten, überall schießen aber Kornähren empor: hier eine, dort zwei, weiterhin sind sie in ganzen Sippen zu sehen. Wo es aber Sipperschaft gibt, da hat sie die rote Kornrade und die

blauen Kornblumen herbeigelockt. So hatte sich nicht wenig ungesäteten, ungetretenen und un gepflegten Gewächses in Großvaters Bienenhof eingefunden — und über all' dies hin fliegen summend die Bienen.

Herzlich ist's in diesem Bienenhose! Du atmest dich nicht satt! Wie leicht, wie frei! Wohin du blickst: überall weite, ebene, flache Felder und auf den Feldern hie und da eine Eiche, Baum von Baum in beträchtlichem Abstand, wie Zelte gegen die Sonne ausgespannt; die Landstraße schlängelt sich in das Dorf hinein, das Dorf selbst ist hinter dem steilen Grabhügel nicht zu sehen — sichtbar allein ist gen Sonnenaufgang der mächtige dunkle Hain.

Stimmungsbilder aus der Ukraine (Podolien)

Aus der Erzählung „Karmeliuk“ von Marko Wowschok

1. Der Nachtigallenchor

Wer hat in der Ukraine geweilt? Wer kennt die Ukraine? Wer dort war und das Land kennt, möge sich dessen erinnern; wer aber dort nicht gewesen ist, und es nicht kennt, möge sich vorstellen, daß dort überall weiße Häuschen in Weichselgärten stehen und im Lenz . . . im Lenz ist es dort wunderschön, wenn alle Gärten blühen und alle Nachtigallen singen. Wieviel Nachtigallen zu solcher Zeit zu singen pflegen — nun, das läßt sich wohl schwerlich zählen.

Einstmals begab es sich unterwegs, daß ich auf dem Lande, in einem solchen Häuschen, inmitten eines Weichselgartens, nächtigen mußte. Wir langten spät abends an und gingen sogleich zur Ruhe. Kaum, daß die Sonne hinabgesunken war, so verstummten die Stimmen im Dorfe und alle Bewegung erstarb. Ringsum ward es gar still; nur das Rauschen der Blätter unter dem Fensterlein und und das Plätschern des Mühlbaches und irgendwo unweit ein leises Wiegenliedsingen waren zu hören — und schon hatten die Augen sich geschlossen. Schon begann das Träumen, schon gaukelten die Traumbilder heran; mir war, als ob das reißende Bächlein, das uns im Vorbeifahren angefunkelt hatte, immer näher und näher sich heranwälze, als ob die Bäume emporwüchsen und nicht mehr unterhalb des Fensterleins, sondern ganz nahe mir zu Häupten rauschten, das unsichtbare Wiegenkind die Gestalt eines muntern schmächtigen Knäbleins angenommen hätte, und jene, die es geschaukelt, die Gestalt eines jungen, kräftigen, nachdenklichen Kosakenweibes — als plötzlich unter dem Fenster e i n e Nachtigall ihren Pfiff ertönen ließ, ein wenig abseits davon eine zweite, dritte und, wer weiß, wieviele

ihrer, ein Pfeifen begannen, als wenn sie einander zuriefen. Ein Weilchen dauerte das Pfeifen herüber und hinüber, dann hoben sie insgesamt zugleich ein schallendes Singen an, davon alles über-
täubt ward: das Rauschen im Laub, das Plätschern des Wassers, das Wiegenlied — und jählings war aller Schlummer verschreckt, all das Träumen und die Traumbilder. Du schließt die Augen, aber der Gesang scheint desto lauter, desto mächtiger herüberzuschallen. Müdigkeit dringt auf dich ein, es schläferst dich immer mehr, aber weder drückende Müdigkeit noch der mächtige Schlaf können diesen Gesang bezwingen.

So zog ich's denn vor aufzustehen und mich ans Fenster zu setzen. Nun lag dicht vor mir das schmale Gäßchen, die weißen Häuschen mit den dunklen Fensterlein, und der Weichselgarten im weißen Blütenglanz. Im ungewissen Lichte die Sichel des jungen Mondes, die flimmernden Sterne, und um mich herum, das fühlte ich gleich, war es so frisch, duftig und warm. . . Das Singen aber klang und hallte bis in die Morgendämmerung hinein — die Nachtigallen hatten mir vor Tageslicht keinen Schlaf gegönnt! . . .

2. Der Hain

Im Walde, den kein Blick durchdringt, ist's still wie in einer Kirche. Hundertjährige Bäume haben sich auf junge Stämme gestützt; ihre starken und mächtigen Aeste ruhen auf schlanken, jungen Wipfeln und halten sie mit wuchtiger Kraft nieder; hie und da gleitet ein schlankes Zweiglein zwischendurch und strebt immerzu wachsend empor, sich windend und bald hin-, bald herwerfend, gleichsam aus Angst, ihm könnte ein Hemmnis, ein Hindernis in den Weg gelegt werden. Abseits wuchert allerlei Buschwerk. Die Sonne dringt hierher nur in Fünklein durch und die Blumenknospen erschließen sich allenthalben in schattiger Kühle. Die Blüte des Hirschholunders und des Hollers entfaltet sich hier doppelt so groß und stark; die flammende Hagerose ist hier üppiger und blässer aufgeblüht und duftet schwächer.

Die Waldkarpathen

Bruchstück aus der Erzählung „Die Schlacht“ von
Olga Kobylanska

Zum vierzigjährigen Jubiläum der großen ukrainischen Dichterin

Wer kennt die Karpathen? Viele, und doch, so scheint es, nur wenige! — Da gibt es verborgene Abgründe, Stellen, wo Göttheiten und Nixen leben, wo Zauberkräuter den Erdenkindern die Augen verhüllen, auf daß sie nicht sehen, was ihrem

Alltagsinn unfaßbar wäre und ihre Augen blenden müßte. Die Zauberkräuter und die Sagen der Karpathen! . . . Wo die Arnika, die Heilkraft und zugleich Gift in sich birgt, rings seltsame Düfte entsendend, sich in Freiheit entfaltet und mit dem brausenden Wildbach liebäugelt. Wo alles ein Atem ist, ein einziger Rhythmus: im Rauschen der Wälder, im Wiegen und Säuseln der Lüfte, in der süßen Träumerei und Einsamkeit, in der trägen Ruhe, die der Mittagssonnenbrand erzeugt, im Stöhnen und Heulen des Sturmes. . . . Wer kennt dies alles? Viele, scheint es, und doch so wenige! —

*

In stummer Erhabenheit reiht sich Gipfel an Gipfel, mit Fichtenwäldern bekleidet. In mannigfaltiger Gestalt ragen sie in den Himmel hinein, stehen regungslos da seit Jahrtausenden und spotten jeglichen Wandels, der sich vor ihren Augen vollzieht, schwelgen in ihrer eigenen Pracht, ihrer ewigen Dauer bewußt.

Viele Höhenzüge sind noch von Wäldern bedeckt. In dunkelblauem Grün schimmern sie aus der Ferne; von den Nachbargipfeln betrachtet, scheinen sie in ihrer blaugrauen Dunsthülle unzugänglich.

Hier herrschte rings geheimnisvolle Stille, machte sich eine Macht der Vegetation geltend, eine Farbenpracht der Pflanzenwelt, auf den Höhen ein üppiger Reichtum an Grün, der auf das Gemüt fast bedrückend wirkte.

Das braune, kniehohe Moos wogte in unberührter Frische über dem sumpfigen Boden des Urwaldes. Aus ihm tauchten, nicht allzu dicht beisammen, gewaltige Kiefern empor, deren Alter unschwer zu erraten, deren Pracht und Umfang aber unbeschreiblich war. Ihre üppigen Kronen kosten mit den Wolken und duldeten über sich nur das Sonnenlicht.

Hier und da lagen auf dem Boden Baumriesen, vom Alter unterhöhlt und bewältigt oder vom Blitzstrahl zerschmettert. Im Grase ruhend, waren sie außen mit Moos bedeckt, innen hohl und morsch. In ihrer Nähe prangte das junge Holz, unten breitästig, oben schlank und voll jugendlicher Biegsamkeit. Vogelsang erschallte hier selten. Desto häufiger vernimmt das Ohr in dieser gleichsam kirchlichen Stille ein deutliches Rascheln und Knistern, als würden dürre Zweige geknickt, und dauernd ein schwermütiges, langhingezogenes Rauschen. Selten hob der Wind die Zweige. Nur bei heftigem Sturm geht ein Schaukeln durch die Baumkronen. Es scheint dann, als käme diese Waldtrauer aus fernen Ebenen, hätte sich im nekartig dichten Gezweig verfangen, dehnte sich in schweren Seufzern durch den Wald und kämpfte vergeblich mit dem dichten Laub um den Ausgang ins Freie.

Die Kriegserklärung an den Urwald. Dessen Protest.

Die Lokomotive brachte ein Häuflein Leute. Sie wagten kaum über den unbetretenen Saum des Urwalds in dessen Inneres vorzudringen. Der Anblick, der sich ihnen hier darbot, war durchaus nicht alltäglich. Rings herrschte ungewohnte Stille. Die Luft war kühl und feucht. Das Harz, das aus der zersprungenen Rinde der Bäume hervorquoll, erstarrte an der Luft und erfüllte sie mit seinem Wohlgeruch. Hohes Moos behinderte den Schritt. Armdicke Wurzeln tauchten schlangengleich aus ihm hervor; in zähem Eigensinn dicht verschlungen, zogen sie, seltsame Ringe bildend, sich tief in das Innere des Waldes hinein, wo aus grünlichem Schattendunkel dessen Odem die Eindringlinge feindselig anwehte.

Einer von ihnen schlug mit einer scharf geschliffenen Art an den Stamm einer alten Fichte, daran mächtige Schwämme wuchsen, wie große Schwalbennester anzusehen. Der Baum erbebte. Seit er da stand, hatte er an sich kein Eisen verspürt. Der Hieb erscholl durch den ganzen Wald, und alle Bäume hielten den Atem an. Lautlose, erwartungsvolle Stille dehnte sich durch den weiten Raum, dann ertönte gewichtig und ausdrucksvoll das Wort: „Fällen!“ „Fällen!“ erklang es in der Nähe und genau im gleichen Augenblick in weitester Ferne. Entschlafene Rufe ließen, gleichsam erweckt, sich plötzlich vernehmen und schienen in allen Ecken umzugehen, ohne verstummen zu wollen.

„Fällen!“ Der Ruf ging in ein Gemurmel über. Daraus entstand ein scheues Flüstern, ein Seufzen, schließlich erhob sich ein Brausen, das in ferner Höhe die Luft erfüllte wie Meeresrauschen, so daß es einem ängstlich zu Mute ward, schwang sich zu den Wolken empor und brach endlich als Sturm los. Der Himmel ward von drohender Schwärze verdunkelt, schwere Regentropfen fielen nieder, anfangs einzeln, doch so schwer, daß die Blätter unter ihrem Gewichte erzitterten und aufrauschten, sodann immer häufiger und dichter, zuletzt in schrägen Strömen. Blitze fuhren in die Fichten, zerschmetterten erbarmungslos die schönsten Stämme, der Donner schien die Berge spalten zu wollen. Er rüttelte an ihnen mit prasselnder Wucht und einem solchen Getöse, als müßte er sie aus ihrer unerschütterlichen Ruhe herausdrängen. Dabei schien es, als rollten immer wieder über die Bergrücken gleißende Riesenkugeln, die von den goldig flimmernden Blitzstrahlen hervorgerufen wurden. . . Dann ward es still, nur der Regen strömte unaufhörlich laut schluchzend nieder. . .

Rundschau

Dietrieh Schäfers Lebenserinnerungen

Von Dr. Franz Lüdtkke

Dietrieh Schäfer gehört zu den Persönlichkeiten, die zwar nicht selbst dem Osten entstammen, die aber seelisch und geistig eng mit ihm verbunden sind, so daß wir eine Art Stammes-, wenn nicht gar Blutsverwandtschaft verspüren. Vielleicht, weil das Hanseatum, aus dem er — wenn auch als Arbeiterkind — wuchs, dem Ostmarkdeutschtum schicksalhaft nahe ist: wieviel Siedlung über das ganze Ostland hin ging nicht von der Hanse aus! Sicher aber deshalb, weil sein wissenschaftliches Arbeiten und sein aus der Wissenschaft geborenes zeitgeschichtliches Handeln ihn zum Eckart der Ostmark werden ließ.

Ein Arbeiterkind, und Dietrieh Schäfer ist stolz darauf. Er geht in Treue den väter- und mütterlichen Stammeslinien nach und mag auch als Historiker seine Freude daran gehabt haben, daß hier ein „leibfreier Kirchenmeier“ und da ein „königlich großbritannischer Postknecht“ zu seinen (niedersächsischen) Vorfahren zählen. Mit Anteilnahme verzeichnet er kleine Tüde aus dem elterlichen und vorelterlichen Leben; man möchte wünschen, daß diese Art der Familienerinnerung und Ueberlieferung in Form von Stamm- und Tagebüchern, von Chroniken und dergleichen sich wieder mehr bei uns einbürgerte.

Am 16. Mai 1845 wurde Dietrieh Schäfer in Bremen als Sohn eines „Kornstechers“ geboren (Kornstechen = das auf den Böden lagernde Getreide mit großen, flachen Holzschäufeln umstechen); in einem Wohnkeller der „Schlachte“, der zugleich Schankkeller war, wurde er groß. Die Wohnung war feucht und ungesund; sie litt namentlich unter dem Steigen des Weserwassers. Oft schwammen die Holzpantoffeln lustig im Zimmer umher, aber für den Gesundheitsstand der Familie war diese Romantik recht böse. Dietrieh ist neben der Mutter der einzige gewesen, der kräftig und unangefochten durchs Leben kam; die anderen Angehörigen haben viel gelitten und sind früh gestorben. So auch der Vater, dem durch das Staubschlucken auf den Getreideböden die Lungen ruiniert wurden, und der durch die feuchte Wohnung dann völlig krank wurde. 1855 starb er; da galt es für die Mutter, sich allein durchzuschlagen. Aber Dietrieh half.

In den Jugenderinnerungen ist viel kulturgeschichtliches Gut geborgen. Schade, daß die Selbstbiographien so oft an den Erinnerungen der Kindheit vorübergehen; um so lebendiger ist Dietrieh Schäfers Buch! Es ist überhaupt Leben! Keine Seite ist trocken, nichts ist Aufzählung, immer empfindet man das Wachsen und Reisen einer Persönlichkeit. Und dieses selbstverständliche, fast möchte ich sagen: frohe zu seinen Eltern Stehen! Auch da die Witwe Aufwartedienst tun muß! Mit solcher Ehrlichkeit weiß unser Parvenütum wenig anzufangen. Gottlob aber, daß es solchen hartschädelligen, aufrechten Niedersachsenstolz noch gibt! — Seine Mutter hat der spätere Professor und Geheimrat bis an ihr Ende bei sich gehabt und gehegt; sie war sein teuerster Besitz unter Menschen.

Fast liest es sich wie ein stiller (von Sensation allerdings völlig freier) Roman, wie der Junge von der Volksschule zum Seminar gelangt und schließlich Lehrer wird. Das schreibt man hier so in einer trockenen Zeile hin; welche Arbeit aber steckt dahinter! Und wieviel ist Führung, mag der Gelehrte es ahnen oder nicht! Ein hohes Lied der Arbeit ist Schäfers Erinnerungsbuch, daher in aller seiner Sachlichkeit so

packend, so ergreifend. Und immer webt in dem Persönlichen das Allgemeine, und immer das Allgemeine (Vaterländische, Kulturelle) im Persönlichen. Da ist kein Bruch. Vielmehr wird hier, von Kindesbeinen an, ein Menschenleben als ein ungebrochenes Ganzes gelebt. Das ist ein Werk wie aus einem Guß: persönliches Leben. Ein Kunstwerk des Schöpfers und auch des Menschen, der aus seiner Gnade empfängt.

„Ich weiß noch ganz genau (habe es in einem kleinen Büchlein alle die Jahre aufgeschrieben), was die Mutter verdiente und wie der Haushalt sich stellte. Sie erhielt für Reinmachen einen Tagelohn von 18, für Waschen einen solchen von 20 Grosen (83,4 bzw. 92,6 Pfennige), dazu die volle Kost. Bei einer großen Bleicherwäsche sowie bei der großen Frühjahrsreinigung der Liebfrauenkirche, bei der die Mutter wiederholt mitgeholfen hat, 36 Grosen (1 Mark 66,8 Pfennige) bei eigener Verpflegung. Es gab in der Woche zwei Waschs-, vier Reinmachetage, also einen gewöhnlichen Wochenverdienst von 1. Taler 40 Grosen, macht für das Jahr 80 Taler 64 Grosen, wenn man einerseits die zweiten Feiertage, andererseits den überschießenden Tag nicht berücksichtigt. Der gelegentliche Mehrverdienst ward ausgeglichen durch vereinzelte arbeitslose Tage...“ (Diese genaue Art ist charakteristisch für Dietrich Schäfer.)

„Ich bin früh zur Arbeit angehalten worden, wollte auch gern mitverdienen, konnte es aber in den ersten Jahren doch nur durch Besorgen des einen Ackers, den wir in Pacht behielten... Da habe ich aber auch mit Ausnahme des Kartoffelpflanzens und -ausnehmens so ziemlich alles allein besorgt; nur Sonntags konnte auch die Mutter helfen. Ein Verbot des Arbeitens bestand an Sonn- und Feiertagen nur für einige Stunden des Vormittags...“

„In den Jahren 1858 und 1859 habe ich eine Kleinigkeit verdient, indem ich nachmittags nach der Schule zu der Tante im Schlüsselkorb ging und dort Wasser trug und die Straße kehrte, und in der Frühe vor der Schule in die Rambertistraße zu Westenfelds, um Kleider zu reinigen und Stiefel zu putzen. Ich erhielt beiderwärts täglich zwei Grosen...“

Ich führe diese Einzelheiten aus den Erinnerungen des großen Forschers mit voller Absicht an. Man möchte solch Buch in seiner schlichten Tatsächlichkeit unserer Zeit als Spiegel vorhalten! — Nützt aber unserer Zeit ein Spiegel?

Also: Volksschule, Seminar, dann eigener Lehrberuf. Und nun durch Fleiß und hervorragende Fähigkeiten ein immer höherer Anstieg. Der junge Pädagoge vertieft sich in Geschichte, Erdkunde, fremde Sprachen; er reist, durch Deutschland, nach England. Ein „Ziel“ besonderer Art schwebt ihm nicht vor. Er theoretisiert nicht, grübelt nicht — er handelt, arbeitet, schafft.

So kommt er zum akademischen Studium (Jena, Heidelberg), macht noch den Schlußabschnitt des Krieges von 1870/71 als Kriegsfreiwilliger mit, schreibt aus dem winterlichen Frankreich Feldpostbriefe für die Weser-Zeitung.

In Bremen unterrichtet er, widmet sich dem Volksbildungs- (Volkshochschul-)Wesen, wendet sich mit Hingabe der Geschichte der deutschen Hanse zu, deren Urkundenbestand in den althansischen Archiven Deutschlands, Rußlands, der nordischen Staaten er zu sichten und zu veröffentlichen beginnt.

Diese Arbeit weitet ihm den Blick. Er bleibt nicht im Eng-Heimatlichen stecken, alles drängt aufs Große, Vaterländische. Nie wäre Dietrich Schäfer Bremischer Lokalhistoriker geworden. Und so (die Geschichtserkenntnis drängt ihn immer zu praktischem Handeln) spricht er aus, daß „der Deutsche auf Grund seiner Geschichte allzu stark geneigt ist, Heimat und Vaterland zusammenzuwerfen, mehr als irgendein anderes Volk. Vaterlandsgefühl darf und kann er nur für das einheitliche Reich, den deutschen Staat, haben. Es darf nicht durch Heimatliebe verdrängt, kann nicht durch sie ersetzt werden. Alles fruchtbringende Völkerleben spielt sich auf staatlicher Grundlage ab. Der Deutsche hatte durch nahezu sieben Jahrhunderte

keinen Staat; daraus vor allem fließt seine jetzt so grauenvoll zutage tretende Unfähigkeit zu staatlichem Leben." — Wie nahe berührt sich doch Schäfers Auffassung mit der des Ostmärkers, der, jedem Separatismus, jeder Kirchturmspolitik fremd, bei aller herzhaften Heimatliebe und gerade ihretwegen den Blick auf das Ganze in Volkstum und Staat zu richten weiß.

In den nordischen Staaten, die Schäfer damals aufsuchte, überwogen deutsche Sympathien; aber er hörte auch Fragen wie diese: „Mit wem wird Bismarck jetzt Krieg anfangen?“

Im Jahre 1877 wird ihm eine außerordentliche Professur für mittelalterliche Geschichte in Jena angetragen; er nimmt sie an; seine akademische Laufbahn beginnt, die ihn über Breslau (1885), Tübingen (1888), Heidelberg (1896) schließlich (1903) nach Berlin führt. — Inzwischen hat er geheiratet; eine glückvolle, fast fünfzig Jahre währende Ehe war ihm bestimmt.

In Kraft, Freude und Gnade entwickelt sich, wie selbstverständlich, sein Leben; überreich fast: in Wissenschaft, Freundschaft, Ehe, edlem Genießen — in unermüdlicher Arbeit für das Ganze, dem er sich mit steigender Anteilnahme zuwendet.

Er hatte schon als Junge in der „Schlachte“ die Zeitungen studiert; die Einheitskriege zeigen ihm, dem Historiker, daß er ein Stück Geschichte miterlebt, vielleicht mitmacht. So sieht er seine Zeit, sieht er Bismarck. Und er dient diesem Ganzen. Nicht als Parlamentarier, aber durch Wort, Schrift und Beispiel, indem er das gewaltige Rüstzeug seines Wissens in den Dienst von Staat und Volk stellt. Er wird wahrhaft der treue Eckart, und deshalb ist ihm jedes unfruchtbare Schwägertum, das sich selbst beweihräuchert und, ohne eine Ahnung von Geschichte zu haben, Geschichte machen will, niederreißend statt aufbauend, aus tiefster Seele verhaßt.

Als Tübinger Professor besucht er mit einigen Kollegen Bismarck, der zur Kur in Kissingen weilt. Tiefsten Eindruck erfährt er durch Bismarcks Bekenntnis, daß er von Hause aus gar nicht politisch gerichtet gewesen sei. Eigentlich sei seine politische Tätigkeit nur ein „Zwischenakt“ seiner landwirtschaftlichen gewesen, im Grunde habe er nur ein Landjunker sein und bleiben wollen. „Ich hatte zwei schöne Güter geerbt, allerdings schwer verschuldet; diese Güter frei machen, vielleicht auch eins dazu kaufen, einmal heiraten, einen Feldzug mitmachen, nicht um Oberst oder General zu werden, sondern nur, um einmal Pulver gerochen zu haben —, alle meine Vorfahren seit dem Großen Kurfürsten haben den Degen gegen die Franzosen geführt —, das war so der Inhalt meiner Wünsche. Wenn ich meine Referendarskarriere verfolgt hätte, so hätte ich es vielleicht zum Obergerichtsrat oder zum Regierungspräsidenten gebracht. Der Radius meines Ehrgeizes war nie sehr lang. Wie gesagt, meine politische Tätigkeit war nur ein Zwischenakt meiner landwirtschaftlichen.“ Worauf der Tübinger Professor Jolly einwirft: „Aber in diesem Zwischenakt gründeten Durchlaucht das Deutsche Reich.“ —

Immer mehr wächst Dietrich Schäfer zum Mahner, zum Lehrer und Führer seines Volkes heran; bei all den Verbänden, die den Blick auf das Allgemeine richteten, bei allen bedeutenden grenzlanddeutschen und großdeutschen Körperschaften tritt er in leitende Stellung, so auch im V.D.A. (Verein für das Deutschtum im Auslande) und im Ostmarkenverein.

„Meine Geschichtsstudien“, so berichtet er, „hatten mich vielfach auf die Verhältnisse unseres Ostens geführt, die Breslauer Jahre mich ihnen nähergerückt. Als ich im Frühling 1893 in sechswochenlichem Aufenthalt den Rest des hanseatischen Geschichtsbestands im Danziger Archiv für die Regesse aufarbeitete, entschloß ich mich, im Anschluß daran die neuen bäuerlichen Niederlassungen im Kreise Gnesen zu besuchen. Ich erhielt den denkbar günstigsten Eindruck. In dem neuangelegten Dorfe Liebau (Lubowo) fand ich Siedler aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, vom Niederrhein bis Schlesien und Württemberg, durchweg in bester Zuversicht, obgleich der vorausgegangene dürre Sommer ein Fehljahr verursacht hatte. Es waren auch zwei württembergische Familien dort, beide

aus Honau unterm Lichtenstein. Ich begrüßte sie als Landsleute. Zu der einen gehörte ein altes Mütterchen, das die Heimat entbehrte: 'Nachts träume ich, ich wäre am Lichtenstein, und wenn ich aufwache, bin ich nur in Posen.' In der anderen waren fünf Kinder, das jüngste noch an der Brust, die Mutter eine große, stark gebaute Frau, der man die Arbeit ansah. Sie empörte sich über den Abgesandten der Anbiedlungskommission, der gekommen war, das eingereichte Stundungsgesuch für die fällige Abzahlungsrate nachzuprüfen. Er war in den Keller gestiegen und hatte dort das lagernde Faß gesehen. 'Was ist in dem Faß?' 'Moscht' lautete die Antwort. 'Moscht ist doch Apfelwein?' 'Ja, man macht's von Äpfeln.' 'Sie haben Apfelwein und wollen Stundung haben?' — Nord- und süddeutsche Anschauungen über Ernährung stießen aufeinander. Die Frau gab ihrer Entrüstung Ausdruck: 'Wenn i kei Moscht hab, hab i kei Kurasch.' — Siebzehn Jahre später kam ich nach einem in Posen gehaltenen Vortrage wieder nach Liebau. Ich fand das Dorf glänzend entwickelt; es war eine wahre Freude, es zu sehen. Ich betrat auch das Haus der Frau, die den Most nicht entbehren wollte. Sie war gesund und stattlich, kannte mich aber nicht mehr. Als ich sagte: 'Wenn i kei Moscht hab, hab i kei Kurasch,' lachte sie laut auf: 'Ah, Sie sind der Herr von Tübingen!' Das Haus lag in einem großen Obstgarten. Der Mann, der Wagner gewesen war, betrieb ein Fuhrgeschäft. Der älteste Sohn hatte ein Besitztum erworben, 8000 Mark angezählt. Leider weiß ich nicht, was nach 1918 aus der Familie geworden ist."

1910 spricht er in Posen, 1911 in Berlin, 1913 in Bromberg über die Ostmarkenfrage. An dem Werk: "Die deutsche Ostmark" (1913 bei Oskar Eulitz in Lissa erschienen) arbeitete er mit; seine Rede: "Unser Recht auf die Ostmark" erlebte mehrere Auflagen. Noch jetzt hat er für das von dem Schreiber dieses Aufsatzes mit herausgegebene, vom Deutschen Ostbund veranlaßte Prachtwerk über die Mittlere Ostmark und die Grenzmark Posen-Westpreußen eine knappe, packende Arbeit beigezeichnet.

Wenn einer, so erkannte Geheimrat Schäfer die Verderblichkeit der preußischen Dickackpolitik in der Ostmark — man hat ihn nicht gehört. So kam, was kommen mußte: die politische Führung Deutschlands, auf die allerhärteste Probe gestellt, versagte im Weltkrieg; trotz der militärischen Leistungen brach das Reich zusammen — und verlor seine Ostmark, von der es nur Trümmer behalten durfte.

Erst jetzt wurde der weiteren Öffentlichkeit bekannt, was Dietrich Schäfer während des Krieges durch Fahnungen und Hausdurchungen erdulden mußte, da durch seine Hände die Verhandlungen des Ausschusses für einen deutschen Frieden gingen.

Bekanntlich widersetzte er sich auch der Bildung eines selbständigen polnischen Staates während der Kriegsführung aufs schärfste. Mehrere Denkschriften hat er verfaßt, die sich namentlich auch gegen die Ideologie Professor Serings und des Auswärtigen Amtes (Bethmann Hollweg) wandten. Schäfer konnte leicht nachweisen, daß ein selbständiges Polen niemals auf den preußischen Anteil Verzicht leisten würde. Aber selbst Professor Schmoller versuchte damals, in den in Berlin gegründeten "Polnischen Blättern" darzutun, daß ein friedliches Nebeneinander der beiden Nationen auch bei Aufrechterhaltung des preußischen status quo möglich sei. . . . Immer wieder griff Schäfer zur Feder; außerdem berief er im September 1916 eine Zusammenkunft von 17 im politischen Leben stehenden, angesehenen deutschen Männern, um durch eine Aussprache mit Professor Sering Klarheit über die Ostfragen zu schaffen. Niemand stimmte Sering zu, der von einem Millionenheer polnischer Freiheitskämpfer erzählte. Unwillig verließ Bethmann Hollwegs Vertrauter die Konferenz. Eine Audienz, die beim Kaiser nachgesucht wurde, ward nicht bewilligt. So ging das Schicksal seinen Weg, der November 1916 sah die Neuerrichtung Polens, der November 1918 den Zusammenbruch. . . .

Dietrich Schäfer, der Mensch der Arbeit und der Liebe, ermüdete nicht; persönliches Leben ist unzerstörbar, es lebt aus den Quellen. Auch als die Revolution Bomben gegen sein Haus schleuderte, auch als, kurz vor der Feier der goldenen Hochzeit, seine treue Lebenskameradin die Augen schloß, blieb er aufrecht.

Als ein Ungebrochener, Aufrechter, Ganzer, schrieb er sein Buch: „Mein Leben“ (Verlag K. F. Koehler, Berlin und Leipzig). Es ist wie ein Rechenschaftsbericht; wohl dem, der einen solchen von sich geben darf. Ob man in allen Einzelheiten der Beurteilung politischen Lebens mit Dietrich Schäfer übereinstimmt, ist eine Frage ohne Bedeutung. Da können die Wege wohl auch anders gehen. Aber die Anerkennung, daß er auf Grund seiner Anschauungen immer den einen klaren Weg geschritten ist, das erscheint wichtig. Und so ist es auch, als ob ein Ostmärker — nicht bloß ein Freund der Ostmark und ein Kenner, ein Vorkämpfer — aus seinen Erinnerungen spreche. Wir dürfen uns aber wohl freuen, daß er kein Ostmärker, sondern ein Westelbier, ein Niederdeutscher ist, der also für unsere Belange eintrat und eintreten mußte.

Schlicht wie seine Art ist das Nachwort, mit dem er seine Erinnerungen schließt:

„Meine Frau hat mir in den Jahren 1876 bis 1886 sechs blonde Kinder geschenkt. Sie sind zu unserer Freude herangewachsen und tüchtige Menschen geworden, die sich ihrer Pflichten gegen Gott und Menschen bewußt sind und sie an ihrer Stelle erfüllen. Ich habe mich bemüht, ihnen durch Lehre und Beispiel zum Bewußtsein zu bringen, was sie ihrem Vaterlande schuldig sind, und hoffe, daß sie das den 16 Enkeln und Enkelinnen weitergeben werden.

Denn das ist der Leitstern meines Lebens gewesen, seitdem ich fähig geworden bin, ihm einen grundsätzlichen Inhalt zu geben, daß der Deutsche seine Menschen- und Christenpflicht nur erfüllen kann im Dienst am Vaterlande. Zu bestimmen, wie dieser Dienst sich zu gestalten hat, um dem Vaterlande zum Segen zu werden, sind Kenntnis staatlichen Lebens und Teilnahme an ihm erforderlich. Selber diese Vorbedingung zu erfüllen und bei den Volksgenossen ihre Erfüllung zu fördern, ist Inhalt und Ziel meines Strebens im Ringen um Einsicht und im Mühen um ihre Verwertung gewesen.“

Helmuth Richter

Von Wolfgang Federau

„Richter? Wer ist Helmuth Richter?“ — Es könnte sein, daß diese Frage von einigen aufgeworfen wird, und wenn man ihnen darauf entgegnet, daß es sich da um einen noch fast jungen, in Schlesiens beheimateten Lyriker handelt, der in den wenig mehr als drei Jahrzehnten seines bisherigen Lebens drei verblühend schmale Bändchen Lyrik herausgegeben hat, die auf ein Können von nicht alltäglichem Ausmaß schließen lassen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß man dieser Behauptung mit verständlichem Mißtrauen begegnen wird. Verständlich, weil uns in dieser Zeit der Ueberproduktion auf literarischem Gebiete so entsetzlich viel mit geschäftstüchtiger Reklame als bedeutend und wichtig angepriesen worden ist, daß auch den Gutmütigsten allmählich eine kaum zu beseitigende Skepsis erfüllt hat.

Aber der Versuch muß gemacht werden, weit verbreitete Vorurteile zu zerstreuen. Denn der Kritiker, der nicht in Negativem wurzelt, sondern aufbauend und positiv schaffen will, findet für seine Betätigung den schönsten Dank erst dann, wenn es ihm gelingt, auf eine wertvolle Kraft, die bislang den Blicken der meisten verborgen war, mit allem Nachdruck aufmerksam zu machen. Auch wenn er selbst ein Schaffender ist oder zu

sein glaubt, wird er gerne und nicht nur neidlos, sondern mit dankbar beglückter Freude auf jene weisen, die ihm ab und an — in langen Zwischenräumen — in einem Augenblick begegnen, da sie noch um ihre Anerkennung kämpfen, und denen er dienen darf, den Weg bereiten kann, in dem Bewußtsein, daß ihr Schaffen sich einst zu vollem, buntem Kranze runden wird.

Dies aber glauben wir von Helmuth Richter, der — in Schlessien längst kein Unbekannter mehr — vielleicht auch einigen außerhalb seiner engeren Heimat erinnerlich ist durch ein paar sehr schöne und eigenartige Gedichte, die er Jahr für Jahr im Simplizissimus zu veröffentlichen pflegt. Man denke deshalb um Gotteswillen nicht, Richter sei „wieder so ein Moderner“. Richter ist eines bestimmt nicht: Expressionist. Ist dies weder im guten noch im schlechten Sinne. Weder in der Verkrampfung der weg- und ziellos Gewordenen, noch als Spiegler einer zwischen Versinken und Werden taumelnden Welt. Expressionist also ist Richter höchstens in seinem bohrenden Drange nach dem Sinn der Welt, beinahe romantisch aber in seiner Freude an dem Bild der Welt. Kurz und ohne technische Abstrakta gesagt, weil ein gut Teil von Richters Gedichten edelste Kunst sind, so ist er ganz ein Heutiger und zugleich ein Zeitloser, wie denn alle Kunst ganz im Zeitlichen und zugleich ganz im Ewigen wurzelt. Und mit einem Kennwort wie „Moderne“, mit einer Definition wie „Expressionismus“ sich weder umschließen noch erschöpfen läßt.

Es war vielleicht notwendig für die Entwicklung Helmuth Richters, daß ihn der Krieg herausriß aus liebgewonnenen Studien in einem Augenblick, als er noch sehr jung und durchaus noch kein Dichter war. Es hat Menschen gegeben, die an der Grauenhaftigkeit und an der Erschütterung dieses Erlebnisses zerbrachen, und es gibt andere, die daran wuchsen. Es kommt sehr auf die seelische Struktur des einzelnen an, wie man etwas Derartiges und Außerordentliches erträgt oder — nicht erträgt. Werturteile kann man von diesem Gesichtswinkel aus kaum prägen. — Aber — in dem besonderen Falle, der uns eben beschäftigt — glauben wir behaupten zu dürfen, daß erst die Schauer des Krieges in Richter das wachrüttelten, was bisher in ihm schlief; daß sie ihn zu der Fähigkeit erweckten, seinen Empfindungen einen gehobenen, besonderen Ausdruck zu verleihen, kurz, daß sie ihn — zum Dichter machten.

Er schrieb Kriegsgedichte, damals — „Schwert und Seele“ heißt sein erstes Bändchen April, das 1919 bei Ferling in Leipzig herauskam und nun längst vergriffen ist. Natürlich, was hätte dieser junge, tapfere und begeisterte Mensch anders schreiben sollen, damals, wo er sicher noch einfacher und unkomplizierter empfand als es heute der Fall ist. Wer schrieb damals keine Kriegsgedichte? Das zu tun, war eher ein Mangel als ein Ruhm... heute, wo uns mehr als ein Jahrzehnt von jener Zeit und ihrer besonderen Kriegspsychose trennt, empfinden wir das deutlich genug. Und wir wissen auch, daß mehr als neunzig Prozent jener Gedichte in künstlerischer Beziehung wertlos und öder Phrasenschwamm waren, rasch genug vergessen und mit Recht vergessen.

Aber diese Gedichtsammlung Richters läßt uns doch aufhorchen. Gewiß, auch hier gibt es manche Entgleisungen, manche Trivialitäten, manches allzu wenig Neue, Abgedroschene, manche Verirrungen der Form, der Sprache, des Rhythmus. Aber eines gibt es doch fast gar nicht: die üble Blechmusik der Vielzuvielen, den kulturlosen Blutausch jener, die an klingelnden Phrasen ihren Tatendrang abregierten, während sie zumeist die Heimat tapfer in der Heimat beschützten. Richter lag draußen, sogar offenbar sehr draußen, und das ist schon ein Unterschied. Kein Zweifel, daß er ein guter Soldat war, vielleicht war er's sogar gerne. Aber er hatte Kultur, und das ist der zweite Unterschied, der es bewirkte, daß bei ihm zwischen „Schwert und Seele“ wirklich Beziehungen bestanden, daß er mit Herz und Kopf das große Erlebnis zu bezwingen, zu gestalten, zu formen suchte.

Noch verraten sich Abhängigkeiten. Man merkt, wie nahe Richters Herzen Hölderlin, Goethe und vielleicht noch andere Lyriker bescheideneren Ausmaßes standen. Aber das Erfreulichste: es ist nicht Haß, was seine Kriegsgedichte predigen, sondern die Liebe des Menschen, denn

„... um dienend Sinn und Werk zu schaffen
und die Liebe zum Gesetz zu straffen,
steigt er aus der Nacht....“

Ihm ist Deutschland die Heimat, die Welt sein Vaterland. Daß er dies in jener Zeit der engstirnigen Beschränktheit lauter Biertischpatrioten von sich behaupten durfte, das deutet auf eine innere Freiheit, die nicht häufig ist. So heißt es in der Zueignung:

„Deinen Krieg sing' ich, mein Deutschland, deine Hoffnung, deine Schmerzen,
deine Not,
(Denn auch aus deinen verblutenden Lenden gebar sich ein Leuchten, das
nicht sterben kann)
Aber mit tieferer Andacht stürmt der Gesang meiner Seele himmeln,
Verkündend der Erdenjöhne uraltes Brudergeschick: Leid, Liebe und Tod —“

Dieser Jüngling und werdende Mann, reisend im Donner der Geschütze, beladen ganz mit klassisch-humanistischem Wissen, versteht auch schon das Volksliedhafte-Schlichte zuweilen erstaunlich gut zu treffen. Aber deutlich zeigt der Weiser seines Schaffens bereits nach einer bestimmten und anderen Richtung.

Zwei Jahre später erscheint im Erdgeist-Verlag in Leipzig unter dem allzuviel — und deshalb allzuwenig — sagenden Titel „Wandern, Lieben, Sterben“ ein neues Bändchen Verse, auf einem Viertelhundert Seiten vielleicht zwanzig Gedichte, die schon den Weg andeuten, den Richter fürderhin zu gehen berufen ist. Schon kristallisiert sich der Schwerpunkt seines seelischen und künstlerischen Erlebnisses, schon erkennt man deutlicher die Probleme, zwischen denen das Pendel seiner Seele fortan schwingen wird:

„Zwischen Welt und Gott, zwischen Gott und Welt
ist das Herz, ein Saitenspiel, gespannt ...“

oder in dem Gedicht „Der Brunnen“:

„Denn das heißt leben:
nach Zukunft streben,
die Gegenwart leiden
und das Vergangene mit Glanz überkleiden.“

Das schöne Gedicht, das dem Bändchen den Titel gegeben hat, ist dem Freunde und Führer Carl Hauptmann gewidmet, der wenige Jahre vor seinem Tode von Richters Versen sagte: „Ich habe mit diesen Versen lange träumend gelegen, und sie streicheln mich...“ Eine Probe aus diesem Buch mag einen ungefähren Eindruck geben von dem Ganzen:

Das Dunkle

Viele Wege sind wir nun gegangen,
aber konnten wir ans Ziel gelangen?

Viele Straßen, die wir einst gefahren,
blicken uns wie Fremde an nach Jahren.

Zeiten wandeln sich und Angesichter,
doch, was dunkel lastet, wird nicht lichter.

Immer ist's, als müßten wir entgelten,
daß wir Menschen sind im Tanz der Welten.

Dier Jahre hat dann Richter für die breite Öffentlichkeit geschwiegen und nur hier und da in Zeitschriften und Zeitungen, besonders im

„Simplizissimus“, ein paar Verse veröffentlicht, von denen manche freilich den aufmerksamen Leser in besonderem Umfange fesselten und ihn veranlaßten, sich den Namen des Dichters einzuprägen. Sicher war es nicht nur die Last des Berufs — er lebt als Stabsarzt in Breslau —, die Richter hinderte, Umfangreicherer zu veröffentlichen, sondern er scheint an sich sparsam zu schaffen und mit größter Gewissenhaftigkeit an seinen Versen zu arbeiten, in dem Wunsche, lieber wenig und gut, als viel und mittelmäßig zu schreiben. Endlich, 1925, erschien bei Heege in Schweidnitz ein neuer, stattlicherer Band, „Der ewige Garten“, bis heute das letzte seiner Bücher.

Hier nun offenbart sich Richter erst völlig als ein durchaus selbständiger Lyriker von eigenartigem Wuchs und besonderer Prägung. Wo man früher noch Abhängigkeiten feststellen durfte, gibt es jetzt bestenfalls Beziehungen, die nur auf jene tiefe innere Verbundenheit zwischen gestern und heute hindeuten, die allen Menschen von Kultur eigen ist. Schließlich stehen wir alle auf unserer Vorfahren Schultern. Wie wir das Erbe verwalten und aus Ueberkommenem Neues schaffen, darauf kommt es an. Fern aller Verkrampftheit, aller blutlosen Abstraktion, bewahrt seine Lyrik auch in ihren vergeistigten Stücken noch jene Beziehung zur Welt, jene Verwurzelung in der Natur, die ihr die große Lebensnähe und Ueberzeugungskraft verschafft. Gleichzeitig hat die Form in erfreulichem Maße an Schönheit und Reinheit gewonnen, selten begegnet man einem störenden Klang, fast nie einem unpassenden oder abgedroschenen Bild und Gleichnis — die meisten dieser Gedichte sind von vollendeter Rhythmik. Man fühlt es deutlich: diese Verse sind nicht „gebaut“, sondern gewachsen. Deshalb sind sie schön wie ein Baum oder eine Blume.

Einige haben Richters Kunst „fromm“ genannt. Aber diese Definition ist nicht ganz glücklich und gibt vielleicht ein falsches Bild. Es ist nichts Demütiges in diesen Versen, wohl aber ein tapferer, mannhafter und stolzer Glaube, wie er ihn einmal in dem ganz ausgezeichneten Gedichte „An der Promenade“ ausgedrückt hat:

„Scheu an Pforten allerorten
 pocht das Bettelwort ‚Warum‘!
 Oeffnet seine dürrn Hände,
 ob es nicht Erbarmen fände —
 Ach, was liegt an Bettelworten?
 Gott bleibt stumm!“

Stumm bleibt Gott dem Kleingläubigen, dem Frömmler und dem Zweifler, der mit Menschenmaß Unendliches ausmessen will. Aber ganz neigt er sich jenem zu, der lächelnd glaubt, von dem Richter sagt: „Ach, wir sind immer hingegeben“, und der sich in die Erkenntnis fügt: „Was ihr auch wißt, Gott weiß es besser!...“

Und wenn auch unsern Schlesier zuweilen die Angst und der Zweifel und das große Rätselraten überfällt, wenn er — im „Konzert“ stöhnt:

„Treiben wir im Strom der Massen
 durch die Gassen in die Gassen,
 blind, beseligt und verdammt ...“

Im großen und ganzen bleibt er doch der lächelnde Bejager, der freudige Gläubige, mitten zwischen Sehnsucht und Gott stehend, der in dem Herzen der Welt auch Gottes großes Herz klopfen fühlt.

„Alles, was sich vorbereitet,
 hat mich wie ein Glück durchschauert,
 und ich lächle, wenn ihr trauert,
 daß die Welt vorübergleitet...“

Als Schlesier trägt Richter die Erbschaft seiner Ahnen im Blute. Die Erbschaft Jakob Böhmes, dem die Frage im Herzen brennt nach dem Ver-

hältnis zwischen Gott und Welt, nach dem Gott, der nur im Zwiespalt seines Wesens seiner selbst bewußt werden kann. Die Erbschaft von Johann Scheffler, alias Angelus Silesius, der den „Cherubinischen Wandersmann“ schrieb, der deutete, was Böhme jammelte, dem in diesem Deuten die Grenze zwischen Gott und Welt sich verwickelte und verschwamm; die Erbschaft schließlich auch Günthers, des ersten Deutschen nach toten Jahrhunderten, dem jeder Vers nur Ausdruck eines blutenden Erlebnisses ist. Ein Gedicht aus dem „Ewigen Garten“ soll dies beweisen:

Nachtlied

Ein Stern ist aufgegangen,
ein Wind ist aufgewacht,
das große Heimverlangen
durchwandert still die Nacht.

Es pocht an allen Toren,
gebüßt, jahrtausendalt,
begraben und geboren
in wechselnder Gestalt.

Die Welt liegt ausgebreitet
dem ruhelosen Schritt,
im Staub des Weges schreitet
ein Hauch der Sonne mit!

Es weht ein Wind von Morgen —
Wer läßt den Pilger ein?
Gott muß in uns geborgen
doch ewig Heimat sein!....

Das mag einstweilen genügen — es dürfte hinreichen, um den Freund echter Lyrik zu einer intimeren Bekanntschaft mit Richters Werk zu reizen. Dieses Werk muß man, wie jedes Schaffens, nicht nach seinem Umfang, sondern nach seinem Gehalt messen, dann wird man früh erkennen, wie gewichtig es ist. Noch steht Richter eher am Anfang seines Schaffens als in der Mitte. Wir erhoffen uns von ihm viel. Manches ist bereits in Vorbereitung, ein neues Versbuch, ein Buch Tagebuchblätter (Aphorismen und Betrachtungen über Kunst, Philosophie usw.). Was es auch sei — wir dürfen ihm nach allem Bisherigen freudig entgegensehen wie einem Geschenk, das uns bereichert.

Der Spieler Dostojewski

Von Paul Burg

Dem Verlangen unserer Zeit, die großen Menschen auch in ihren Schwächen und schweren Stunden zu zeigen, kommt eine fortlaufende Veröffentlichung des deutschen Dostojewski-Verlages R. Piper & Co. in München entgegen, welche nach den mit vieler Anteilnahme aufgenommenen Lebenserinnerungen seiner Gattin Anna Grigorjewna nun auch deren sehr ausführliches Tagebuch aus dem ersten Ehejahre 1867 bringt und dann in einem ebenso aufschlußreichen Bande die böse Spielzeit des Dichters 1867—1871 aus dem bisher unbekannt gebliebenen Nachlaß enthüllt.

„In den anderthalb Jahren unsers beginnenden Ehelebens führte ich mein Tagebuch aus mancherlei Gründen: bei den vielen neuen Eindrücken fürchtete ich, ich könnte manche Einzelheiten aus dem Gedächtnis verlieren; im übrigen war eine tägliche Übung dieser Art ein vortreffliches Mittel für mich, die Stenographie nicht zu verlernen, der Hauptgrund war aber wohl ein anderer: mein Mann war mir ein so interessantes, rätselhaftes Wesen, daß es mir schien, es würde mir leichter werden, ihn zu verstehen, wenn ich mir seine Gedanken und Aussprüche notierte. Ueberdies hatte ich im Auslande niemanden, dem ich meine Betrachtungen und mitunter auftauchenden Zweifel hätte mitteilen können; darum war mir das Tagebuch ein Freund, dem ich alle meine Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen anvertraute.“

So entpringt aus der Feder seiner ehemaligen Sekretärin eine genaue, vorurteilslose, daher aber überaus temperamentvolle und naive Schilderung auch der kleinsten Lebensdetails des großen Russen, wie wir sie von kaum einem andern Dichter besitzen, denn das Erleben vom 14. April bis 13. August ihres ersten Ehejahres füllt 500 Seiten. Es behandelt mit ausführlicher Breite die Reise von Petersburg über Berlin nach Dresden, das dortige

Leben, die Weiterreise nach Baden und in die Schweiz. Reizvoll schildert Anna Grigorjewna das Milieu der sechziger Jahre; Sjedors Sorn und Geldno sind bald das immer gleiche Thema. Spielen und Verlieren, Versehen, Bettelbriefe und banges Warten, Hungern heißt die Melodie ihrer jungen Ehe. Fallsüchtig und vom Spielteufel besessen, phantastisch schrieb und hungerte der Mann. Krank und elend, seine Magd, in Kindshoffnung Anna Grigorjewna neben ihm — ein arnigeliges Ehepaar, diese beiden Russen im marmorprunkenden Baden-Badener Spielsaal, die das trügerische Glück zwingen wollten! Der unselige Traum, reich zu werden, peitschte sie bis zur Verzweiflung, schuf immer neue Demütigung. Wie ein getretener Hund kriecht er in den Bittbriefen vor seinem Verleger herum. Die Schwüre, nie mehr zu spielen, sind alle falsch. Es ist geradezu herzerreißend zu lesen, wie der epileptische Spieler Dostojewski sich um Weib und Kind in der Fremde härt, bei allen Heiligen Besserung gelobt und wieder dem Teufel verfällt. Anna Grigorjewna kommt nieder, kein Geld für die Hebamme, das letzte Kleid verfehlt. Rechnungen von allen Seiten. Das Kind stirbt. Briefe auf Briefe an alle Freunde. Flucht nach Italien. Der Verleger hilft. Uebers Jahr das gleiche Leid. Ljuba wird geboren, aber es ist keine Miete im Haus. Epileptische Anfälle. Der „Schrei eines Ertrinkenden“ an seinen Verleger. „Besser als alles wäre die Luft der Heimat. Wie gerne möchte ich dieses verfluchte Ausland loswerden!“ Noch immer erhofft Dostojewski alle Rettung vom blinden Zufall des Spiels, der Teufel jagt ihn nach Homburg und Wiesbaden. Arm und halbverhungert kehrt er heim. Mai 1871! Geheilt! Der Spielertraum ist ausgeträumt. Sehn böse Jahre sind gelebt, die alles Familienglück zerstörten. Nun beginnt die „Auserstehung“, und es gibt kein Rückerrinnern an die „fize Idee“.

Bettelarm kehren beide nach Rußland heim. Dostojewski schrieb und sein Weib versorgte ihm Haus und Beruf, war sein Buchhändler und Verleger, schuf Ausgleich mit den Gläubigern und führte einigen Wohlstand herauf. Für den Erfolg des „Dämonen“ konnte man sich sogar ein Landhaus gönnen. Und der Dichter schrieb und schuf aus dem zutiefst Erlebten. Bitterstes Erleben und Leiden führte ihn zur Höhe seines Ruhmes.

Die Erzieherin Balzac's

Von Kurt Offenburger

Ein Zwanzigjähriger, voll phantasiereicher Vorstellung und dunklen Ahnungen von der Gewalt der Liebe, findet eines Tages in einer Vierzigjährigen eine Freundin. Alle Qualen einsam verbrachter Jahre, alle Hoffnungen künftigen Glücks und aller Jubel einer spendereichen Gegenwart, die unerlöst in ihm gestaut waren, brechen nun auf einmal hervor: ein Sturzbad von Klagen, Bitternissen, Zukunfts träumen, Liebesjehnsucht braust über die Geliebte hin. Sie aber fängt die Fluten auf; ratend und helfend lenkt sie sie in ein Strombett, damit die aufgespeicherten Energien nicht länger ins Leere strömen.

Dieser Zwanzigjährige, ein dumpfer, kraftstrophender Unbekannter, war Balzac, und die Frau, die ihm ein seltsames Glück an die Seite gab, Madame de Berny.

Frau von Berny vereinigte in sich alle jenen Eigenschaften, die bei einer Frau erst im Mittag des Lebens zur vollen Entfaltung und Reife kommen; jene große Kameradschaftlichkeit, die nicht mehr Eifer,ucht und Eitelkeit kennt, eine Hilfsbereitschaft, die über den Tag und seine materiellen Notwendigkeiten hinausreicht. Sie war reich genug, ein Verhältnis zu tragen, das die große Dreifaltigkeit von Liebe, Mütterlichkeit und Freundschaft in sich barg; Gaben, die Balzac bereicherten und die ihm, wie jedem schöpferischen Menschen, zur vollen und reifen Entfaltung verhalfen; Gaben, die ein junges Mädchen niemals zu geben hat.

Spürt man den Wegen im Dasein genialer Naturen nach, so sind sie interessanter als der kühnste Roman, denn der Tag, in dem sie leben und

die Kette der Tage, die sich aus ihnen aneinanderreihen, sind gelebte Gestalt: erfüllt mit Blut und Atem als das Werk, das sie je schufen und schaffen. Und so ist jener Lebensabschnitt aus dem Dasein Balzacs, den er gemeinsam mit Frau de Berny verbrachte, der gewaltigste Roman, den das Leben diesem titani'schen Romancier schrieb. Enttäuscht durch den Mißerfolg seiner Cromwell-Tragödie, von deren Erfolg sich Balzac Ruhm und Geld versprochen hatte, findet er Frau von Berny, die Gattin eines fast erblindeten Mannes und Mutter von neun Kindern. Sie handelt mit Hafer, Kleie, Getreide und Viehfutter, weil sie nach 40 Jahre währendem Nachdenken gemerkt hat, daß Geld alles ist". Diese Frau, die ohne Freude neben einem kranken, nörgelnden Manne hinlebt, hatte vom Vater her, einem deutschen Musiker aus Wezlar, Künstlerblut in sich; ihrem Stiefvater, einem Chevalier des Jarjanes, verdankte sie die Kindheitserinnerungen vom Hofe zu Versailles; sie erlebte die Revolution, den fehlgeschlagenen Versuch der Befreiung Maria Antoinettes, ihre Hinrichtung: hatte das ganze Milieu und seine Sitten in sich aufgenommen. Mit 16 Jahren wurde sie an einem kleinen Adligen verheiratet, gebar ihm Kinder, half ihm die Geschäfte führen, um sie später nach seiner Erblindung allein und selbständig weiter zu treiben. Diese Frau, die dem Dichter, Ansporn, Helferin, Mutter, Geliebte und vielleicht auch literarische Mitarbeiterin war, — sie gehörte ihrer Bildung und geistigen Einstellung nach dem Ausgang des 18. Jahrhunderts an, diesem Jahrhundert der Kulmination und des Ausflangs vieler Kulturen.

Man braucht nicht zu fragen, was diese Frau antrieb, sich bis zum letzten für Balzac zu opfern; ihre Kongenialität ließ sie das Gigantische seiner Persönlichkeit über alle Mängel seiner irdischen Menschlichkeit hinaus erkennen. Der Dichter konnte diese Freundin nicht enttäuschen; sie hat in seine verwirrten Geldgeschäfte eingegriffen, sie hat bei seinem Ruin als Verleger einen großen Teil ihres Vermögens zugelegt, sie hat ihm wie ein kleines Mädchen seine vernachlässigten Geschäftsbücher zu ordnen versucht, sie hat die Verschwendung und die Gier dieses Maßlosen begriffen. Wie gleichgültig ist es, daß diese Frau ein Vierteljahrhundert älter war als der junge Dichter. Sie war für Balzac die große Dame, die Frau, deren Lebensansichten und Erfahrungen ihm, dem ungefügen Burschen aus einem Kleinbürgermilieu, die Existenz einer anderen Welt vermittelte. Ihr verdankte Balzac, daß sein Kunstgeschmack sich verfeinerte, sie lehrt dem weltfremden, der Gesellschaft abgewandten Menschen die Formen des guten Tons, sie schuf aus ihm den Schriftsteller, der in den Adelskreisen von Saint Germain heimisch wurde. Aber diese Frau hat noch Größeres an dem um den Erfolg Ringenden gewirkt; sie hat schon in den kolportagehaften Jugendwerken, die der spätere Balzac verleugnete, die große Begabung erraten und den Dichter gelehrt, die Spreu vom Weizen zu sondern; sie gab ihm, vielleicht ohne daß Balzac solche Pädagogik bewußt empfand, eine subtile, geistige Erziehung: sie zog ihn in die Sphäre von imponderabler Kultur, die in ihrer Gesamtheit erst den geistig verfeinerten Menschen ausmacht. Frau de Berny befaß die letzte, ins Schöpferische strebende Begabung, eine geniale Rezeptivität, die nur wenigen Frauen vorbehalten ist. Sie erreichte, was kein Lehrer vollbringen kann: aus einem Menschen die letzten schöpferischen Fähigkeiten zu locken, Latentes in positive Energie zu wandeln.

Kleine Seelen mögen lächeln, daß Frau Berny schon Großmutter war, als Balzac sie kennenlernte: ihm war sie: „Dilecta“, die Geliebte, Mutter und Helferin. Ihr Name umschloß für ihn seine Arbeit, die ersten Erfolge, seinen Eintritt in die Gesellschaft; mit ihr war sein ganzes Leben unlöslich verknüpft. Und als die immer mehr Alternde fühlte, daß andere Frauen für den Freund Erlebnis wurden, da gab sie ihn frei und verlor den Dichter auch jetzt und später nicht, weil sie ihn niemals gehalten, gebunden, gefesselt hatte. Und als die „Fremde“ in Balzacs Leben wie ein Seraph auftaucht, als seine ganze Phantasie zu der Unbekannten hindrängte, da erstand er dieser in anbetenden Briefen: „Mein Herz, mein Herz hat erst eine einzige Frau der Welt gekannt, die Frau der

Widmung: Et nunc et semper, im Louis Lambert.“ Dilecta ist aus dieses Dichters Werk nicht wegzudenken, sie ist nicht nur in Le Lys dans la Vallée; in vielen Frauengestalten seines späteren Werkes sind Einzelzüge, die an die hingebende und kluge Freundin seiner Jugend erinnern. Unermeßlich ging das Saat Korn auf, dessen Pflege Balzac seiner Dilecta zu danken hat. Sie hütete die jungen Knospen an Lebensbaum des Dichters, erntete die ersten Früchte, die in ihrem nährenden Lichte reiften. Sie war für ihn die Erfüllung jenes Traumes, an dem Michelangelo, Shaftespeare, Flaubert litten, da ihnen im Weibe nie die große Einheit von Geist, Körper und Seele entgegenkam, die die Phantasie verspricht.

Unerbittliche Ironie des Schicksals; jene andere Frau, die in Balzacs Leben eine bedeutende Rolle spielen sollte, die „Fremde“ Frau v. Hanska, war ihm nur so lange bis zur Erschütterung lebendig, als er sie nicht persönlich kannte. Ihre erste Begegnung und die spätere Ehe sind wie eine grausige Tragikomödie. Ewig lebt Dilecta in der Glorie der Dichtung Balzacs.

Eine Ostmärkerin

Von Paul Wittko

Dr. Käthe Schirmacher ist nicht nur eine der erfolgreichsten Bahnbrecherinnen der deutschen Frauenbewegung, sondern eine der tapfersten und festesten Vorkämpferinnen des deutschen Volksbewußtseins. Sie stammt aus Danzig, wo ihr Vater Kaufmann war. Eine heiße Liebe zum deutschen Vaterlande war ihr von früher Kindheit an eigen, und als sie noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging, da schrieb sie schon mit glühenden Wangen selbst verfaßte Verse auf das Vaterland in ihr Geheimbüchlein. Hell loderte der Haß darin gegen den argen Erbfeind im Westen. Aber als sie dann die Lehrerinnenprüfung in ihrer Vaterstadt bestanden hatte, da gingen die Sonnenpferde der Zeit, um mit Goethe zu reden, mit ihres Schicksals Wagen durch und führten sie just zu eben dem verhassten Volke. Sie bestand in Paris das Staatsexamen für Deutsch und Französisch und wurde Agrégée de l'Université, das heißt außerordentliche Professorin an der Sorbonne. Dann hat sie in Liverpool und in ihrer Heimatstadt Lehrtätigkeiten ausgeübt, Amerika wiederholt besucht, in Zürich sich den philosophischen Doktorhut geholt, wieder jahrelang in Paris, dann in ländlicher mecklenburgischer Abgeschiedenheit gelebt und hat jetzt ihren Wohnsitz in Berlin. — In Paris hat sie den seit 1897 ständig sich steigenden Zorn und Neid über „die herrschende Stellung des deutschen Volkes und jedes einzelnen Deutschen“ sowie seit 1905 die allmählich immer mehr anwachsenden heimlichen, nicht heimlichen und unheimlichen Kriegsvorbereitungen, und bei den internationalen Frauenkongressen die allgemeine Abneigung der fremden Völker, vornehmlich auch der Russen, gegen den aufrechten deutschen Sinn wahrgenommen. In Wort und Schrift hat sie immer wieder warnend darauf hingewiesen und den sorglos leichtfertigen Taumel im deutschen Leben scharf mißbilligt; ohne freilich mit der Aufdeckung der drohenden Gefahren das unbewußt auf einem unterirdischen Vulkan sitzende Deutschland irgendwie zu beunruhigen. Von ihren ersten vaterländischen Aufriittelungsschriften seien nur genannt: „Deutschland und Frankreich seit 25 Jahren“ (1906), „Moderne Jugend, ein Wegweiser für den Daseinskampf“ (1910), „Die Verteidigung der Ostmark“ (1910), „1813 und die Ostmark“ (1914). Als dann der von ihr solange vorausgesehene Krieg schließlich gekommen war, da trat sie in weiteren wackeren Schriften für ein „Frauendienstjahr“ und für die Frauendienstpflicht“ ein, geißelte sie „die deutsche Vertretung im Ausland“, deckte „die nationalen Schäden der deutschen Auswanderung“ auf, erinnerte eindringlich an die „Völkischen Frauenpflichten“ und stellte immer wieder „Deutschland über alles“ (1916). Auf dem Gebiete der Frauenbewegung hat sich Dr. Käthe Schirmacher durch folgende Schriften hauptsächlich bekannt gemacht: „Die Frauenbewegung, ihre Ursachen, Mittel und Ziele“, „Die moderne Frauenbewegung“ und „Der

Kampf der Suffragettes“ (1912). Auch als Novellistin („Die Libertad“), Romanschriftstellerin („Halb“), Literaturkritikerin (u. a. ein paar wertvolle Voltaire-Bücher) und Reiseschriftstellerin ist sie erfolgreich an die Öffentlichkeit getreten, und ihr reizendes Kinderbuch „Danziger Bilder“ hat viele Freunde bei jung und alt gefunden.

Meine Ziele

Von Elisabeth Siewert

Durch den Verlust meiner Heimat, durch die Preisgabe von jenem Teil von Westpreußen, in dem sie liegt, bin ich heftiger denn je gespornt, diesem Landstrich, seinen Bewohnern, in meinen Arbeiten eine Stimme zu geben. Budda heißt das Landgut im Pr. Stargarder Kreise, wo ich 1867 am 20. November geboren wurde. Die Treue eines dichterischen Menschen für die Gegend, aus der er stammt, wird zur Leidenschaft, wenn das Schicksal ihn zur Irredenta wirft. Immer war ich auf dem Lande, außer einem Jahre, das ich als Kind in Ragnit in Ostpreußen bei meinem Großvater verlebte, der das Alter von 104 Jahren erreichte, und einem Schuljahr in Danzig. Immer auf dem Lande sein, das ist sehr viel und sehr schlimm. . . . Jetzt lebe ich seit etlichen Jahren in Berlin-Wilmersdorf. Begreifen werde ich die Großstadt nie, aber überlebendig, das hält sie mich. Die Natur meiner Heimat hat mir, vornehmlich als ich Kind war, ihr himmlisches Gesicht enthüllt, das himmlische Gesicht alles Irdischen überhaupt. Das wird ihr nie vergessen. Nun habe ich eine sichere Straße vor mir, ein fernes aber unverrückbares Ziel: einer eher dürftigen, von großartigem Schmuck, auch was Kulturdenkmäler anbetrifft, baren Landschaft zu Ruhm zu verhelfen, eines unscheinbaren, bescheidenen, fast gedrückten Menschentypes Tiefe und Glanz aufzudecken, das ist meine unendlich entzückende, zu Begeisterung herausfordernde Aufgabe. Ich weiß, wo meiner Heimat Zauberquellen aus dem Sande steigen, wo ihrer Bewohner ungeschminktes, uneitles, biederes und humoristisches Wesen seine Größe beweist. Ich habe es getan und will es fortsetzen, dem Landarbeiter, Gutsbesitzer, Fischer, Parzellanten, Waldarbeiter, Torfstecher Denkmäler zu setzen, indem ich ihre Stummheit löse. Die Seen, Kiefernwälder, die Haine und spärlichen Laubwälder, die Felder, Triften, Halden, Wiesen meiner verlorenen Heimat will ich in ihren poetischen Tiefen ergreifen, bedichten. Ich will Gestalten zeigen, die als Quintessenz unseres westpreußischen Geistes, unserer Art, unseres Fühlens und Denkens auftreten, dem Mythos der Sage zugehörig. Da ich zu Breite und romantischen Schweifen neige — ich behaupte, meine Ahnen mütterlicherseits, die aus der Familie von Schlegel stammen, haben mir das vererbt —, kann ich mich nur mit Mühe auf das eine hohe schmerzlich wichtige Ziel festlegen, indem ich meine Kräfte zusammenfasse. Jedoch es bleibt dabei: ich diene der Verherrlichung meiner verlorenen Provinz, deren Auferstehung ich mit tiefster Sehnsucht erhoffe.

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Das Bücherlesen muß eine edle, nützliche, wohlbeachtene, vorteilhafte, achtfame und nachdenkliche Sache sein.

Elisabeth Siewert: Der Sumbuddawald. Ringverlag, Berlin. In Leinen gebd. 6,— RM.

Es ist sehr schwer, über dieses Buch, diesen Drei-Novellen-Band, zu schreiben, denn er ist sehr wichtig und sehr neu. Eigentlich unerhört, daß eine Dichterin, nun sie eben ihr sechzigstes Jahr vollendet hat (siehe Novemberheft 1927 dieser Zeitschrift), die Höhe

ihrer Entwicklung erreicht — aber es ist so! Man wird, sucht man Vergleiche, darin an Theodor Fontane erinnert, der gar erst als Siebziger seine dauergültige Prosa schuf. Elisabeth Siewerts frühere Romane „Unvergessene Menschen aus der Biedermeierzeit“ und „Lipfhis Sohn“ — beide bei E. Fischer, Berlin — und ihr vergriffener Novellenband „Kinder und Leute“, ja noch die jüngst in der Kunetwart-Bücherei erschienene Prachtnovelle „Rettungen“ stehen „im Rahmen“ — Werke einer starken und gesunden Heimatkunst, Werke einer Realistin, überlegen gekonnt und voll herzdurchwärmten Wissens um den Menschen und vor allen den Landmenschen ihrer geliebten Heimat Westpreußen, zu der die Dichterin an anderer Stelle dieses Heftes sich leidenschaftlich bekennt. Aber die drei Novellen dieses eben erschienenen Bandes: „Die Abenteuer der Ojimitsu im Heidewald“, der „Sumbuddawald“, „Das siebenfache Leben des Hirten Matthias“, sind doch mehr! Die Scholle ist nicht verlassen; ihr eigentümlicher und herber Geruch umgibt uns auch hier. Aber sie ist wie aufgelockert — es blüht aus ihr! Aus ewiger Menschensehnsucht wächst Mythos. Das Menschenschickal bleibt in der bedingten Enge, aber die Seele hat Flügel bekommen und schwingt sich heraus. Nun wir die Jahrhunderttage der romantischen Dichter, die ja auch fast alle aus dem deutschen Osten waren, erleben, erleben wir auch hier eine Art Wiederkehr. Aber es ist keine Wiederholung, denn diese Neurontantik wurzelt doch viel fester im heimatlichen Erdenland. Was hülfte es, wenn ich die Inhalte erzählte? Ein Vergleich mit Selma Lagerlöf könnte näher führen. Waldemar Bonsels, der Dichter breitesten Erfolges, ist hier an Originalität der sprachlichen Prägung und des dichterischen Schauens weit übertroffen. Ein Bruchteil seiner Erfolge muß auch Elisabeth Siewert zuteil werden, und die ostdeutschen Menschen müssen ihn schaffen helfen.

Carl Meißner

J. P. Jacobsen „Gesammelte Werke“. Verlag E. S. Beck, München.

F. Sandmeier, der die Werke von Sigrid Undset ins Deutsche übertragen hat, zeichnet auch für die neue, schlicht-vornehme Jacobsen-Ausgabe des Ver-

lages Beck verantwortlich, welche in drei Bänden die Hauptwerke des Dichters, „Frau Marie Grubbe“, „Niels Lyhne“ und „Novellen“, nebst einer Biographie von Georg Christensen umfaßt. Die Bedeutung Jacobsens steht fest; auch in einer unraffigen, zu stiller Versenkung nur selten gelangenden Gegenwart findet seine feine, stimmungsreiche und psychologisch reizvolle Kunst stets Freunde. Die neue, erstaunlich wohlfeile Ausgabe wird den Kreis derer mehren, die in stillen Stunden sich gern versenken in die Welt dieses Dichters, in dem die dänische Literatur einen ihrer Gipfelpunkte erreichte.

Hans Gäßgen

Johannes von Günther: *Cagliostro*. Roman. 450 Seiten. Gebd. 8,50 RM. Leipzig 1927. Grethlein u. Co.

Cagliostro ist der Hochstapler solchen Ausmaßes, daß an ihm alle moralische Beurteilung unmöglich ist. Er ist Naturgeschehen, historische Persönlichkeit, nicht minder berühmt (ob in positiver oder negativer Einstellung ist völlig gleichgültig) als irgendeiner seiner Zeitgenossen, ob sie denn auf Fürstenthronen selbst oder in unmittelbaren Nähen standen. Daß die Natur, wie Lavater sagt, nur alle Jahrhunderte einen Cagliostro formt, läßt Günther in seinem Buch erleben, seine eigenartig besondere Größe eben und menschliche Tragik. Cagliostro, der Erzgauner — über allem Ernst des Geschehens schwebt immer das etwas ironische Lächeln, nicht zuletzt deshalb, weil seiner Gaunerei fast alle repräsentativen Personen nicht nur immer wieder zum Opfer fallen, sondern ad hoc, ihrer ganzen moralischen Qualifikation nach, Neigung dazu haben. Eine Sittengeschichte des galanten Jahrhunderts ist wie nebenbei in diesem Buch gegeben: Freimaurertum, kirchliche Verhältnisse . . . ja, die ganze verderbte Zivilisation der Zeit ist lebendig, wirklich lebendig; denn Günther erweist sich einerseits als Kenner der historischen und kulturellen Verhältnisse und andererseits bei virtuoser Sprachbegabung als wahrhaft künstlerischer Gestalter. Der Wert des Buches liegt im Letzten aber in seiner psychologischen Problematik und eben darin, daß man diese Problematik nicht merkt, daß sie ganz geistiges Sein und

künstlerisches Wesen ist. Durch alles dieses, also durch sein hochgeistiges Niveau, gehört das Buch zu den interessantesten Erscheinungen des Jahres.

Erich Bockemühl

Börries, Frhr. von Münchhausen: *Idyllen und Lieder*. 70 S. 3.—RM. Stuttgart 1928. Deutsche Verlagsanstalt.

Des Dichters Lieder, klar in der Form, tief in der Anschauung, immer pointiert, immer stark in der dichterischen Gestaltung. Zu den Idyllen aber ist noch Besonderes zu sagen: die selten schöne Gemüthhaftigkeit. Das sind nicht Idyllen als Vereinzelungen, in ihnen ist die Welt, das unendliche Leben der Seele, der Reichtum der inneren Armut . . . in ihnen ist das Glück gestaltet, das — wie selten — wie ein Hauch, wie ein leiser Wind durch die Seele des Lesenden weht . . . ganz leise, zart, aber wirklich. „Das Eulenfederchen“, „Der Weisnachtsabend“ . . . sie wird das deutsche Volk sobald nicht vergeffen.

Erich Bockemühl

Paul Steinmüller: *Die Rhapsodien vom Glück*. Verlag Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

Den zahlreichen Freunden der stillen, verinnerlichten Kunst Steinmüllers werden auch „Die Rhapsodien vom Glück“ willkommen sein. Aus der Fülle seines Innenlebens spendet hier ein Berufener Goldkörner, die ihm Gleichgestimmte im Herzen bewahren werden. Das Taschenformat der Steinmüllerschen Bände macht sie besonders geeignet zur Mitnahme auf Wald- und Feldgängen. Hans Gäßgen

Louis Steinhagen: *Atomfeuer*. Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Vielfach ist in letzter Zeit der Versuch gemacht worden, die Zukunft des Erdballs und der Menschheit dichterisch zu gestalten, keiner dieser Bemühungen aber, soweit sie mir bekannt geworden sind, ist es gelungen, ein Werk von so packender und zwingender Gewalt zu schaffen, wie es uns in dem Roman Steinhagens entgegentritt. Natürlich läßt gerade ein solcher utopistischer Roman der schweifenden Phantasie einen ungeheuren Spielraum, hierin

liegt aber gleichzeitig die Verlockung, der die Verfasser meistens verfallen. Da eine Kenntnis der zukünftigen Entwicklung ja niemandem gegeben ist, so verlassen die meisten Darstellungen den Boden des Möglichen in einer so selbstherrlichen Art, daß sie mehr langweilen und gleichgültig machen als anregen und befruchten. Steinhagen jedoch geht von den Voraussetzungen der Wissenschaft unserer Zeit aus und entwickelt die heute erst gleichsam embryonal vorhandenen Vorstellungen in überaus konsequenter und logischer Weise, so daß einem niemals das Gefühl verläßt: so könnte es kommen, so wird es vielleicht kommen. Wir ahnen heute bereits die ungeheuren Kräfte, die beim Zerfall von Atomen, bei der Losschleuderung der Elektronen frei werden, ihre unerhörten Schwingungen und Geschwindigkeiten, und so halten wir es für durchaus möglich, daß durch einen solchen künstlich herbeigeführten Atomzerfall der Erdball zerstört und in einen gasförmigen Feuerball zurückverwandelt wird. Diese Katastrophe, ihre unvorstellbaren, verheerenden Auswirkungen weiß Steinhagen mit immenser Bildhaftigkeit und Plastik darzustellen.

Wolfgang Federau

Otto Moog: *Drüben steht Amerika . . .* Gedanken nach einer Ingenieurreise durch die Vereinigten Staaten. Mit 13 Abbildungen. G. Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg o. J. (1927). 142 Seiten.

Ein lesenswertes Buch, weil es uns, unterstützt durch treffliche Abbildungen, einen vorzüglichen Eindruck von der Industrie eigenart Amerikas, an wichtigen Stellen auch in Form vergleichender Tabellen, verschafft. Freilich ist es zuweilen allzusehr vom rationalistischen Denken beherrscht, das deutsche Geistesbildung zugunsten amerikanischer Praxis unterschätzt, wenn es z. B. die Kopfarbeiter eine unproduktive Klasse nennt und uns vorwirft, daß wir mit sogenannter Bildung und geistigen Dingen einen unverantwortlichen Luxus trieben. Wir wünschen gerade im Interesse der menschlichen Höherbildung nicht, daß die reinen Geschäftsgrundsätze, wie sie das amerikanische Leben ausschließlich beherrschen, unser Leben noch mehr durchdringen, als es schon geschehen ist.

Deshalb lasse man Moogs Buch nicht kritiklos auf sich wirken.

Ernst Lemke

Wilhelm Schaefer: *Neue Anekdoten*. Verlag Georg Müller, München.

Man schätzt Wilhelm Schaefer als Meister kristallklarer Prosa, die an klassischen Vorbildern geschult und aller Sentimentalität abhold ist; vor allem aber genießen seine Neugestaltungen alter Anekdotenstoffe die höchste Anerkennung. Wenn daher ein Band „*Neue Anekdoten*“ von ihm erscheint, so bedeutet dies für zahlreiche Leser ein besonderes literarisches Ereignis; die mehr denn zwanzig hervorragend komponierten und stilistisch vollendeten Erzählungen des Bandes werden alle befriedigen, die die früheren, in gleicher Richtung liegenden Bücher des Verfassers mit Freude und Gewinn lasen.

Hans Säßen

Otto Ernst: *Der deutsche Schulmeister und sein Werk. Gesammelte pädagogische Aufsätze und Reden*. L. Staackmann, Leipzig. 1926. 350 Seiten. Geh. 4.— RM., Leinenband 6.— RM.

Noch einmal grüßt uns der Name Otto Ernst auf einem Buch. Diesmal nicht der Dichter, sondern der Schulmann, der so oft und gern dem Beruf, aus dem er zum Dichter herausgewachsen ist, sein begeistertes und begeisterndes Wort lieh. Dieses Buch darf man als das Vermächtnis des Lehrers an seine nie von ihm vergessene deutsche Schule betrachten. Es ist freilich nichts in dem Buch, das nicht schon hier oder dort bekannt geworden ist, aber es ist dennoch danfenswert, daß der Verlag, der des Dichters Werk betreut, diese Aufsätze und Reden in einem Bande zusammengestellt hat; denn die Sammlungen seiner pädagogischen Schriften waren vergriffen. In erster Linie ist das Buch für die Lehrer gedacht, aber, da Ernst die Fragen dieser Art immer unter dem Gesichtspunkt des ganzen Volkes betrachtet hat, können auch die Eltern aus ihm eine Fülle schönster An-

regungen schöpfen. Für den Besitzer der Gesammelten Dichtungen Otto Ernsts stellt der Band eine freudig begrüßte Ergänzung dar; denn der Dichter schuf immer aus seinem Menschentum heraus, und das stand unter dem Zeichen des Lehrers.

Ernst Lemke

Leopold Weber: *Parzival*. Von Artus' Rittern, vom Zauberer Klingsor und von Parzival, dem Gottsucher. Mit 4 farbigen und 8 schwarzen Bildern von Ludwig Eberle. Buchausstattung von Friedrich Heinrichsen. 164 Seiten. Oktav. Ganzleinen. Für Knaben und Mädchen von 12—17 Jahren. 5.50 RM. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Leopold Weber hat den ursprünglich keltischen Sagenstoff und seine berühmte dichterische Verwertung im Mittelalter durch Wolfram von Eschenbach in einer epischen Neugestaltung des gesamten Sagenkomplexes um Parzival und die Gralslegende zusammengefaßt. Dabei sind besonders die sittlichen Werte, die in den überlieferten Dichtungen nicht immer voll erfaßt und beleuchtet wurden, herausgestellt, um diese — mit unserer heutigen Zeit vergleichend — gleichsam als unseres deutschen Volkes Schicksalsnöte darzutun. Wie in seinen früheren Werken beweist der dichterische Neuschöpfer und Kenner altdeutschen Sagentums auch hier, daß er zu den wenigen Berufenen zählt, die reinen Schätze ältester Kulturgüter zu heben. Auch diesem neuen Werk Leopold Webers wird derselbe Erfolg beschieden sein wie den früheren, die ihn berühmt gemacht haben.

Aufs glücklichste wird das Werk ergänzt durch die Bilder des Münchner Maler Ludwig Eberle. A. L.

Berichtigung

Im Novemberheft ist von Otto Brattskoven eine neue Nachdichtung chinesischer Lyrik unter dem Titel „Östlicher Divan“ besprochen worden. Der Verfasser ist Wilhelm Stolzenburg, Essen, und nicht Georg Stolzenberg.
Die Schriftleitung

Ein geeignetes Weihnachtsgeschenk für Freunde der „Ostdeutschen Monatshefte“

Die „Ostdeutschen Monatshefte“ beweisen in Wort und Bild die bedeutende Stellung, die der Osten von jeher im deutschen Geistesleben innehatte. Sie sind die Heimatszeitschrift der Deutschen im Osten und ein Spiegelbild ostdeutschen Kunstschaffens und ostdeutschen Volkslebens und sollten in keinem deutschen Hause fehlen. Besonders mache ich Sie auf das Sonderheft „Hindenburg“ aufmerksam, das auf Kunstdruck gedruckt, mit dem Wappen der Familie von Hindenburg geschmückt, in Ganzleinen gebunden zum Preise von RM. 3.— noch vorrätig ist.

*

Ihren Freunden und Bekannten können Sie eine große Weihnachtsfreude bereiten, wenn Sie auf nachstehender Bestellkarte ein Abonnement der „Ostdeutschen Monatshefte“ aufgeben.

Georg Stilke, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 7

Hier abtrennen

Bestell-Datum

Ich bestelle hiermit aus dem Verlag Georg Stilke, Berlin NW7, durch die Buchhandlung*)

..... Expl. **Hindenburg**

Eine Sonderausgabe der „Ostdeutschen Monatshefte“, auf Kunstdruck gedruckt, mit dem Wappen der Familie von Hindenburg geschmückt, in Ganzleinen gebunden RM 3.—

Ab Monat..... für ein viertel, ein halbes, ein ganzes Jahr

Ostdeutsche Monatshefte

zum vierteljährlichen Bezugspreise von RM 3.50

Falls ich das Abonnement einen Monat vor Ablauf nicht kündige, gilt es als fortlaufend erneuert Die Bezugsgebühren werde ich für $\frac{1}{4}$ — für $\frac{1}{2}$ — für ein ganzes Jahr im vorhinein bezahlen — sende ich heute per Postanweisung ab — sind durch Nachnahme zu erheben — Nichtgewünschtes ist gestrichen

Das Abonnement ist zu senden an:

Name und Beruf des Bestellers

Genauere Adresse

*) Falls der Name der Buchhandlung nicht genannt ist, erfolgt Lieferung durch die Post



**BUREAU
FÜR
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE**

S. GERSTMANN'S VERLAG
BERLIN W.10
LÜTZOWUFER 5 TEL. LÜTZOW 4807



**LIEFERUNG
VON ALLEN
NACHRICHTEN, ABBILDUNGEN,
INSERATEN
DES
IN- UND AUSLANDES
IM ABOONNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN**

„REVALER BOTE“ (180)

(Nachfolger der im Jahre 1850 begründeten „Revalischen Zeitung“). Das deutsche

kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertritt die politischen u. wirtschaftlichen Interessen des Deutschlands in Estland. • Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den WEG IN DEN OSTEN.

Regelm. Schifffolien u. Kurenotierungen.

Bezugspreis bei direktem Besuche vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen 4 RM., ohne Beilagen 3 RM. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Dänzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil für Estland 6 EMk., für Deutschland 13 Goldpfennig, für das übrige Ausland 4 amerik. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Post-scheckkonto Berlin 132802.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 31), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

Hier abtrennen

Postkarte

An die Buchhandlung

Kasino Zoppot
Freie Stadt Danzig

Roulette

Baccara



Das ganze Jahr geöffnet

Auskunft in Berlin:

Promenaden-Kiosk,

*Berlin W, Tauentzien- Ecke Nürnberger Str.
Fernsprecher Steinplatz 136 96*

in Zoppot:

Verkehrsbüro des Casinos

„Sport und Gesundheit“ * „Ich
helfe Dir“ * „Für die Familie“ * „Zu-
friedenheit“ * „Nach der Arbeit“

Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
guten Familie mit **KOSTENLOSEM VER-
SICHERUNGSSCHUTZ** der Angehörigen

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 70 Danzig. Guldenpfennige
Abreißkalender Danziger Bote 1928

[329

Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pom-
mern, Kreis Marienburg, Marienwerder
u. die Grenzmark Posen - Westpreußen



EDUARD WESTPHAL
DANZIG, ELISABETHWALL 9

M. FORELL & Co.

DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270


Grosshandlung
für Kurzwaren, Besatzartikel
Trikotagen u. Strumpfwaren


[568

Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da
täglich Eingang von Neuheiten.